Madame A. Carette.

# Erinnerungen aus den Tuilerien.

# Erinnerungen aus den Tuilerien.

Von

**Madame A. Carette**
geb. Bouvet.
Palastdame J. M. der Kaiserin Eugenie.

Aus dem Französischen frei übertragen

von

**Eufemia von Adlersfeld** geb. **Gräfin Ballestrem.**

**Zweiter Band.**



**Breslau.**
Schlesische Buchdruckerei Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.
1890.

# Vorwort zum zweiten Bande.

Die Aufnahme, welche der erste Band meiner „Erinnerungen“ durch das Publikum gefunden hat, veranlaßt mich, den zweiten Theil derselben zu veröffentlichen, obwohl es aus der chronologischen Ordnung ganz heraustritt.

Statt mit der Aufzeichnung der Glücksjahre fortzufahren, glaube ich besser die letzten Tage des intimen Lebens des französischen Herrscherpaares vom Juli bis September 1870 in ihrer tiefschmerzlichen Wirklichkeit schildern zu müssen, denn es ist ja hauptsächlich das Unglück, welches die Charaktere in ihrem wahren Lichte erscheinen läßt.

Wenn es mir gelingen könnte, gewisse aus dem Kriege entstandene Märchen zu widerlegen, indem man mir gestatte von diesem einem Zeitabschnitt des Kaiserreiches den finstern Schleier zu entfernen, durch deren düstre Wolke man sich gewöhnt hat, diese ganze Epoche zu beurtheilen, so würde ich das mir gesteckte Ziel als erreicht betrachten.

Das Amt eines Chronisten ist sehr bescheiden, denn er muß sich's damit begnügen lassen, Thatsachen mit gewissenhaftester Treue wiederzugeben. Und diese Letztere ist das einzige Verdienst, das ich meinem Buche beimesse.

Carette, geb. Bouvet.

## Erstes Capitel.

„Die Wahrheit ist wie das Licht,
Das auch das dichteste Gewölk durchdringt.“

Im Monat Juli des Jahres 1870 erwachte das bebende Frankreich zu einem der wichtigsten Momente seiner Geschichte: „Der Krieg war erklärt.“

Die größten politischen Conflicte haben manchmal Ursachen, auf welche die kleinsten, scheinbar unwichtigen Vorfälle oft ein ganz unerwartetes Licht werfen und in solchen Fällen ist es an dem Geschichtsschreiber, diese Consequenzen zu beleuchten.

Am 2. Juli 1870 hatte die Königin Isabella II. von Spanien zu Gunsten ihres Sohnes, des jungen Prinzen von Asturien auf den Thron verzichtet. Sie lebte schon seit ihrer Entthronung im September 1868 als eine Verbannte in Frankreich und sah allmählich ein, daß die Mehrheit in Spanien ihrer eventuellen Rückkehr feindlich gegenüberstand. Doch hoffte sie durch ihre Verzichtleistung auf die Krone der die Halbinsel verheerenden Anarchie ein Ende zu machen und ihrem Sohne, der später auch als Alfons XII. regierte, die Sympathien des spanischen Volkes zurückzugewinnen.

In derselben Zeit aber hörte man, daß General Prim

die spanische Königskrone dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern angeboten habe, dem ältesten Sohne des Fürsten Anton, Chef dieser jüngeren Linie des preußischen Königshauses.

Ich hatte wenige Jahre früher, 1865, Gelegenheit gehabt, bei den damaligen Festen in Compiègne den Erbprinzen von Hohenzollern und seine Gemahlin, die Prinzessin Antoinette, Herzogin zu Sachsen und Infantin von Portugal, eine Tochter des Königs Dom Ferdinand zu sehen. Sie hatte den Prinzen im Jahre 1861 im Alter von sechzehn Jahren geheirathet, war also damals im Vollbesitz ihrer eben erblühenden, seltenen Schönheit. Groß und schlank mit lichtblonden Haaren und blüthenweißem Teint, besaß sie die feinen Züge einer griechischen Statue, vereint mit Vornehmheit und Grazie. Man sagte, der ihre Schönheit ungemein bewundernde König von Preußen hätte gewünscht, diese weiße Stirn mit einer Krone zu schmücken — jedenfalls sprachen dabei entschieden nicht nur Familienconvenienzen mit.

Prinz Leopold war ein hübscher, unbedeutender junger Mann, den man am preußischen Hofe und in den diplomatischen Kreisen vertraulich „den Kleinen" nannte, selbst dann noch, als sein Name furchtbaren Ereignissen zum Vorwande dienen mußte.

Die Nachricht von dieser Throncandidatur erregte die Gemüther auf das Heftigste. Die noch so neuen Länderannectionen hatten die Eroberungsgelüste Preußens, das Oesterreich bei Sadowa nahezu zermalmt hatte, klar an den Tag gelegt und in all' seinen öffentlichen Reden erklärte der König von Preußen das Werk der deutschen Einheit für unvollendet. Frankreich konnte es nicht gleich-

gültig lassen, wenn jenseits der Pyrenäen ein Prinz des hohenzollerschen Hauses, ein naher Verwandter des Königs den Thron bestieg — das wäre ein Aufgeben der von Ludwig XIV. feierlich eingesetzten hundertjährigen Politik gewesen, denn indem dieser Monarch seinen Enkelsohn auf den Thron von Spanien hob, hat er deutlich auf den Vortheil hingewiesen, der für uns in der freundschaftlichen Beziehung mit unseren spanischen Nachbarn liegt. Kaiser Napoleon I. hat diese Politik auch dadurch zu der seinen gemacht, daß er seinen Bruder Joseph in Spanien regieren ließ und auch die Juli-Regierung trat in die Fußstapfen ihrer Vorgänger durch die unter so großen Schwierigkeiten durchgesetzte Vermählung des Herzogs von Montpensier mit einer Infantin und präsumtiven Thronerbin von Spanien.

Der zwischen der französischen und preußischen Regierung gepflogene Notenwechsel über die Throncandidatur des Prinzen Leopold gingen außerordentlich schnell von Statten, denn man wußte, daß General Prim gesonnen war, die Situation mit raschen Maßregeln anzugreifen und die Intervention der Cortes zu übergehen, um Preußen in Spanien die Gewalt und den Vortheil einer vollendeten Thatsache zu schaffen. Es hieß also, sich beeilen.

In jener Zeit befand König Wilhelm sich gerade in Ems, wohin er sich jedes Jahr zu einer Brunnencur begab — also in einer Jahreszeit, in der die Staatsmänner und Fürsten wie auf Verabredung die Geschäfte niederlegen um sich auszuruhen, und das diplomatische Corps von Preußen und Frankreich in allen Himmelsrichtungen verstreut war. Graf Bismarck befand sich auf seinem Landgut Varzin, der König schien in Ems keine andere Sorge zu haben, als seinen Brunnen, und Graf Benedetti, unser Gesandter in

Berlin brauchte in Carlsbad die Thermen. Inmitten dieser Cur empfing er vom Herzog von Gramont, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Befehl, sich zu dem Könige von Preußen zu begeben, um demselben die Bedenken der kaiserlichen Regierung gegen die Candidatur des Prinzen Leopold vorzulegen.

In Ems hatte der König die Notificirung der Anträge des Generals Prim erhalten, — von Ems aus datiren sich denn auch die Verhandlungen, denen der König einen ganz persönlichen Charakter zu verleihen sich bemühte, indem er jede Einmischung seiner Regierung in diese Angelegenheit fern hielt und dieselbe allein und ohne Vermittlung mit unserem Gesandten erörterte.

Am 14. Juli brach Graf Benedetti die Verhandlungen mit dem König von Preußen ab.

Heut sieht man an derselben Stelle auf der Promnade in Ems, auf welcher der König bei seiner letzten Unterredung mit dem französischen Gesandten gestanden, eine Gedächtnißtafel — eine einfache Steinplatte von ungefähr zwei Fuß Durchmesser, welche die einfache Inschrift trägt: „14. Juli 1870", und alljährlich am 2. September mit reichen Blumenkränzen geschmückt wird.

In diesem Zeitabschnitt haben die Ereignisse sich so gedrängt, daß es nöthig ist, die der Kriegserklärung vorausgegangenen Vorfälle der Reihe nach in's Gedächtniß zurückzurufen.

Am 3. Juli 1870 war die Note von der dem Prinzen Leopold von Hohenzollern durch General Prim angetragenen spanischen Königskrone offiziell geworden. Diese Erklärung war für unsere diplomatischen Kreise nichts Neues, denn schon seit dem März 1869 hatte der französische Botschafter

in Berlin Kenntniß von den geheimen, über diese Angelegenheit gepflogenen Verhandlungen zwischen der preußischen Regierung und den Vertretern der spanischen Krone.

Die Aufmerksamkeit unseres Gesandten, des Grafen Benedetti war durch eine ziemlich geheimnißvolle Anwesenheit des spanischen Gesandten in Wien, Herrn Rancès, der früher den gleichen Posten in Berlin bekleidet hatte, in der preußischen Hauptstadt erregt worden.

Als unser Minister des Auswärtigen davon erfuhr, sandte er an Graf Benedetti den Befehl, sich über diesen Punkt Aufklärungen zu verschaffen, und so erschien damals schon der Name des Prinzen Leopold von Hohenzollern, dessen Bruder seit 1866 Fürst von Rumänien war, neben dem des Herzogs von Aosta und des Herzogs von Montpensier als möglicher Candidat auf den Thron von Spanien.

Diese Möglichkeit verursachte dem Kaiser eine bedeutende Erregung.

„Die Candidatur des Herzogs von Montpensier widerspricht einfach den dynastischen Interessen," erklärte er, „sie betrifft nur mich allein und ich könnte ihn acceptiren. Die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern aber ist ihrem Wesen nach antinational — das Land wird sie nicht geduldig ertragen und man muß sie daher verhindern."

Unser Gesandter erhielt also den Auftrag, die preußische Regierung davon zu verständigen, daß Frankreich sich zu der Verwirklichung derartiger Pläne nicht hergeben würde.

Graf Benedetti erhielt darauf in einer Unterredung mit dem Unterstaatssecretair Freiherrn von Thiele die Versicherung, daß Herr Rancès seit seiner Reise nach Berlin keinem Prinzen des königlichen Hauses irgendwelche Anträge von Seiten Spaniens gemacht habe, da die Cortes

im Gegentheil in der Thronfrage ihre Stimmen nur zwischen dem Herzog von Aosta und dem Herzoge von Montpensier theilten, als den für ihre Anträge am meisten geneigten fremden Fürsten. Herr von Thiele war in seinen Angaben dermaßen bestimmt, daß er nicht einen Moment zögerte, sein Ehrenwort auf dieselben zu verpfänden. Er mag eben von den Hintergedanken des Königs selbst nichts gewußt haben.

Etwas später darauf provocirte Graf Benedetti eine directe Erklärung des Grafen Bismarck — wir lassen die Note unseres Gesandten, vom 11. Mai 1869 datirt, hier wörtlich folgen:

„Der Ministerpräsident hat nicht versucht, eine Unterredung über diesen Gegenstand abzulehnen und erklärte mir, daß die Candidatur des Prinzen Leopold nur von ephemärer Dauer sein könnte und mehr Gefahren als Rechenfehler in sich schlösse. In der Ueberzeugung dessen, sagte er, sei der König, der seine Regierung mit dieser Angelegenheit nicht belasten wolle, entschlossen, eintretenden Falles dem Prinzen den Rath zu geben, das Votum der Cortes nicht anzunehmen. Graf Bismarck fügte hinzu, daß Fürst Anton diese Ansicht theile, denn er habe sich durch die dem Fürsten Carl von Rumänien nothwendige Hülfe überzeugt, daß die Souverainetät seinem persönlichen Vermögen zu große Lasten auferlege und er keinesfalls gesonnen sei, sich durch die Unterstützung der spanischen Throncandidatur seines ältesten Sohnes zu compromittiren. Fürst Bismarck beschränkte sich, ohne mir zu verhehlen, daß er Gelegenheit gehabt habe, mit dem König und dem Fürsten Anton in dieser Angelegenheit zu sprechen, im Uebrigen auf die Bemerkungen, welche ich Ihnen, der Substanz nach, mitgetheilt habe.“

Weit später fügte Graf Benedetti hinzu:

„Wenn ich mich auf die Erfahrungen stützen darf, welche ich aus dem Sinne der Reden des Ministerpräsidenten geschöpft habe, so möchte ich fast dem Glauben Ausdruck geben, daß er mir voll seine Pläne nicht enthüllt hat. Ich habe ihn dazu gebracht, auszusprechen, daß Prinz Leopold den Wünschen der Cortes ohne die Zustimmung des Königs nicht nachgeben wird und daß Seine Majestät dem Prinzen dessen Resolution für einen derartigen Fall vorschreiben wollte. Herr von Bismarck hat das bestätigt, aber anstatt mir zu versichern, daß es die unabänderliche Absicht des Königs sei, dem Prinzen die Annahme der Krone zu verbieten, kam er auf die Gefahren zurück, von denen der neue König von Spanien vom Augenblicke seiner Thronbesteigung an umringt sein würde. Er fuhr dann fort, indem er äußerte, daß übrigens die Wahl irgend eines bestimmten Prinzen noch nicht vorgenommen worden sei, und daß die ehrgeizigen und persönlichen Interessen der an der Spitze der Macht in Spanien Stehenden ein ernsteres Hinderniß darböten, als man gewöhnlich voraussetze; er nannte dabei den Namen des Generals Prim. Da ich ihn dazu bringen wollte, mir die Tragweite seiner Gedanken in bestimmten Worten darzulegen, erwiderte ich, daß ich Sorge tragen würde, Sie von seinen Darlegungen zu unterrichten und stellte ihm vor, daß wenn die kaiserliche Regierung mit vollkommener Vorsicht die Ereignisse beobachte, die sich in Spanien abspielen, dieselbe auch ein Interesse erster Ordnung daran haben müsse, deren Entwickelung zu verfolgen. Herr von Bismarck wiederholte darauf, die Erklärungen, die er mir schon gegeben, ohne etwas hinzuzufügen. Er

hat mir aber vollkommen zu verstehen gegeben, daß Prinz Friedrich Carl geneigt gewesen wäre, das Abenteuer in Spanien zu bestehen, wie er sich ausdrückte, daß sich aber vor ihm ein unübersteigbares Hinderniß in Gestalt der Confession erhoben habe, welches in den Augen des spanischen Volkes, selbst im Falle eines Religionswechsels nicht zu besiegen gewesen wäre. Und wenn dieser Prinz auch — setzte er hinzu — bewiesen hat, daß er ein ausgezeichneter und heldenmüthiger Offizier ist, so hat er doch niemals Proben seine politischen Fähigkeiten abgelegt und würde sich inmitten der ihm nach Spanien folgenden Complicationen nicht zu benehmen wissen."

Der Einwand des Grafen Bismarck wegen der Confession des Prinzen Friedrich Carl, fiel bei dem Prinzen Leopold weg, da die jüngere Linie des Hauses Hohenzollern katholisch ist. Dieser Religionsunterschied, der in der inneren Politik des preußischen Hofes manche Schwierigkeit verursacht, hat dem Hause Hohenzollern indessen schon Familienverbindungen mit den katholischen Häusern der europäischen Großmächte verschafft.

Wenn man also die zerrissenen Fäden dieser Intrigue wieder zusammenfügt, findet man, daß die preußische Regierung insgeheim entschlossen war, den Europäischen Mächten die Möglichkeit einer preußischen Herrschaft in Spanien zu insinuiren, während dort der französische Einfluß am meisten interessirt war.

Man hätte sehr blind oder sehr unerfahren gegenüber der Tragweite politischer Wendungen sein müssen, um nicht den wahren und verborgenen Sinn dieser Erklärungen herauszufinden. Jedes Wort eines Staatsmannes, wie der

Graf Bismarck einer ist, war wohlberechnet, und wenn er daher einerseits zu verstehen gab, daß die spanische Königswürde für den Prinzen Leopold nichts weiter sein könnte als ein ephemeres Abenteuer, so durfte man andererseits die Absicht nicht mißverstehen, mit welcher er im Laufe dieser ernsten Unterredung den Namen des Prinzen Friedrich Carl scheinbar lässig fallen ließ. Enthüllte dieser eingeschobene Name nicht den geschickt abgekarteten Plan Preußens, uns zu bedrohen, um im geeigneten Augenblick unsere Grenzen mit seinen Geschützen abzusperren?

Da standen zwei preußische Prinzen zur Verfügung des großen Staatsmannes, der, je nachdem sich die Lage der Dinge in diesem oder jenem Sinne entwickelte, Einen oder den Andern dieser Throncandidaten nach seinem Ermessen wählen würde.

Prinz Friedrich Carl, einer der Sieger von Sadowa, wäre in seiner Kampfeslust allezeit bereit gewesen, mit eiserner Faust den Widerstand eines moralisch schon besiegten Volkes zu brechen, während Prinz Leopold trotz seiner Bedeutungslosigkeit den Vortheil hatte, der katholischen Kirche anzugehören und mit einer Infantin von Portugal vermählt zu sein, deren Vaterland an Spanien grenzte, und durch deren persönlichen Reiz man hoffen durfte, die den weltlichen Beziehungen sehr zugängliche Aristokratie von Madrid für die neue Dynastie zu erobern.

Wenn also, wie Herr von Bismarck versichert hatte, Fürst Anton von Hohenzollern sein Privatvermögen, nebenbei gesagt, eines der größten fürstlichen Vermögen Europas, den politischen Unternehmungen seiner Kinder nicht opfern wollte, — wenn Prinz Leopold die revolutionären Leidenschaften fürchtete, die der Bürgerkrieg in einem Volke ent-

fesseln mußte, das entschlossen schien, sich gegen seine Herrschaft aufzulehnen, — wenn der König von Preußen geneigt war, sich in dieser Angelegenheit unbetheiligt zu verhalten und die preußische Regierung davon nicht unterrichtet war, — wenn endlich die Männer der Politik in Spanien die Thronfrage zu einem Ziel persönlichen Ehrgeizes machten — wer hat dann wohl jene geheimen Kunstgriffe und Intriguen ausgeklügelt, welche im Juli 1870 in dem officiellen Angebot der spanischen Königskrone an den Prinzen Leopold von Hohenzollern durch den General Prim und durch die Annahme der Krone durch den Prinzen ihren Ausdruck fanden?*)

Nun die Frage in diese neue Phase getreten war, erbat Graf Benedetti von dem König Wilhelm als Garantie dessen förmliches Verbot als Souverain, das dem Prinzen Leopold, die Annahme der spanischen Königskrone ein für alle Mal untersagte.

Der König schien nachzugeben, denn er versprach, dem Prinzen Leopold die Schwierigkeiten vorzustellen, welche sich gegen seine Thronbesteigung erhoben, aber er bestand darauf, seine Macht als Souverain nicht gebrauchen zu wollen und übernahm keine Verantwortung.

Das war für uns das Wesentliche.

Prinz Leopold bereiste zu dieser Zeit gerade die Schweiz, und durch das Einschreiten seines Vaters wurde dem Cabinet

---

*) Diese Imputirung einer falschen und heuchlerischen Politik Preußens hat die unpartheiische Geschichtsforschung längst widerlegt, — es dürfte darauf die Antwort nicht verlohnen. Man braucht ja auch nur Benedetti's Berichte zu lesen, wenn man auf die deutsche Rechtfertigung nicht hören will. D. U.

in Madrid notificirt, daß er sich entschlossen habe, auf den Thron von Spanien zu verzichten.

Am 12. Juli, als der spanische Gesandte, Herr von Olazaga gerade einer Sitzung des „Gesetzgebenden Körpers" beiwohnte, brachte man ihm ein Telegramm auf die Tribüne des diplomatischen Corps. Nachdem der Gesandte dasselbe gelesen, überreichte er es dem belgischen Gesandten Baron von Beyens zur Kenntnißnahme und beeilte sich darauf, es dem Ministerpräsidenten selbst, während der Sitzung zu übermitteln: — es war die Thronentsagung des Prinzen Leopold, die seine Regierung ihm anzeigte.

Mit einer diplomatischen Unverfrorenheit, die fast an Geringschätzung grenzt, hatte die preußische Gesandtschaft eine solch wichtige Entscheidung, auf die ganz Frankreich voll der höchsten Spannung wartete, mit Stillschweigen übergangen und nicht für nöthig erachtet, dem französischen Cabinet dies Ereigniß anzuzeigen.

Nichtsdestoweniger legte Herr Emile Ollivier eine äußerst lebhafte Freude darüber an den Tag; und indem er den Saal fliegenden Schrittes durcheilte, um dem Kaiser die Nachricht ohne Verzug zu überbringen, rief er, die Depesche schwingend, unablässig:

„Das ist der Friede! Das ist der Friede!" —

Dies geflügelte Wort durchzuckte Paris mit der Schnelligkeit des Blitzes, und an der Börse wurden an jenem Tage Vermögen gewonnen und verspielt.

Kurz vorher hatte die Regierung Schritte gethan, um eine diplomatische Intervention der europäischen Cabinete zu erlangen, und am 8. Juli, also ehe die oben genannte

Entscheidung bekannt geworden war, hatte Lord Lyons im Namen des Herzogs von Gramont an Lord Granville geschrieben, um zu erfahren, ob auf die Mitwirkung der englischen Regierung bei einer Intervention der fremden Mächte zu rechnen sei.

In einer gleichfalls vor dem Eintreffen der erwähnten Depesche stattgefundenen Unterredung zwischen dem Freiherrn von Werthern und dem Herzog von Gramont, hatte Letzterer bemerkt, daß der Einfluß des Königs von Preußen auf den Prinzen Leopold und seine Entscheidung ausgeübt worden sei.

Der Freiherr von Werthern aber lehnte diese Auffassung in aller Form ab.

„Ich widerlegte diese Meinung," berichtete er an seine Regierung, „und erklärte, daß eine Entsagung einzig und allein durch eine freie Entscheidung des Prinzen von Hohenzollern zu erwarten sei."

Währenddem drang Graf Benedetti in Ems bei dem König darauf, einem Conflict ein Ende zu machen, dessen Consequenzen zwischen zwei Militairmächten wie Frankreich und Preußen unberechenbar seien. Der König erklärte darauf von Neuem, daß die französische Regierung in der Verzichtleistung des Prinzen Leopold eine genügende Satisfaction erhalten habe, und daß er auf den Letzteren als Souverain nicht einwirken würde, nachdem er ihm als Familienhaupt gestattet hatte, die spanische Königskrone anzunehmen.

Vergeblich stellte der Gesandte dem Könige vor, daß sein Wort allein die französische Regierung über seine Absichten beruhigen könne, nachdem diese Frage schon zu wieder-

holten Malen aufgetaucht und fallen gelassen worden war. Der König aber blieb unerschütterlich bei seiner Weigerung stehen.

Am 14. Juli trat Graf Benedetti dem Könige früh auf der Promenade entgegen, und erbat sich von ihm die Gewährung einer neuen Audienz, um in derselben noch einige Punkte zur Sprache zu bringen, worauf der König erwiderte, dies sei überflüssig, da er der Sache nichts mehr hinzuzufügen habe. Mit diesen Worten entfernte er sich.

In Wahrheit wollte König Wilhelm unbeschränkter Herr der Situation bleiben und Frankreich unter dem Drucke einer beständigen Besorgniß erhalten. Die Nothwendigkeit einer Besetzung des spanischen Thrones hatte sich ganz Europa aufgedrängt, wenn Frankreich aber mit der gänzlichen Hintenansetzung seiner Interessen einen preußischen Prinzen die Grenzen der Pyrenäen besetzen ließ, so wäre dies eine moralische Schwäche gewesen, deren Folgen unabsehbar waren. Preußen hatte die empfindliche Stelle wohl entdeckt, an welcher es unseren Nationalstolz verwunden konnte und und indem es seine Stunde dazu mit einer diplomatischen Geschicklichkeit ohne Gleichen zu finden wußte, zwang es uns zu der Initiative der Kriegserklärung — ein Ziel, das der König von Preußen seit Lange schon im Auge hatte.

Nachträgliche Propheten haben behauptet, daß die Candidatur eines Prinzen von Preußen auf den spanischen Königsthron ein Zwischenfall ohne Consequenzen gewesen sei, und daß das spanische Volk eine seiner Nationalität antipathische Herrschaft ohne Verzug abgeschüttelt hätte.

Ja, Preußen übt einen entsetzlichen Zwang aus, wovon

unsere unglücklichen östlichen Provinzen ein grausames Beispiel liefern!

Am 15. Juli verkündigte der Kronprinz öffentlich die Mobilmachung der Armee und der Marine.

In dem nach seinem Tode veröffentlichtem Tagebuch kann man das bedeutungsvolle Wort lesen:

„16. Juli. — Deutschland erhebt sich wie ein Mann, es wird einig werden!"

---

## Zweites Capitel.

Schon Jahre lang hatten Freunde Frankreichs, welche Gelegenheit hatten, sich in Preußen aufzuhalten, die Wahrnehmung gemacht, daß sich jenseits des Rheins antifranzösische Gefühle öffentlich Bahn zu brechen begannen.

Die Gräfin Pourtales kam 1868 zum Besuch ihrer Verwandten nach Berlin und wohnte dort einem ihr zu Ehren gegebenen Diner bei dem Hausminister Freiherrn von Schleinitz bei, wobei der sehr um sie beflissene Herr des Hauses seinem schönen Gaste deren Vorliebe für Paris vorwarf und ihr sein Bedauern ausdrückte, daß sie ihren ständigen Wohnsitz nicht in Berlin aufgeschlagen habe.

„Ich bin Elsasserin," erwiderte die Gräfin darauf, „das wird Ihnen sagen, wie sehr ich Frankreich liebe."

„Nun denn," meinte Herr von Schleinitz, „da Sie nicht freiwillig zu uns kommen, so wird es wohl nöthig werden, das schöne Elsaß zu erobern. Nach achtzehn Monaten wird das Elsaß eine preußische Provinz sein und wir werden Sie mit ihr besitzen."

Während ihrer ganzen, darauf folgenden Reise konnte die Gräfin Pourtales den Gedanken an den Haß, der sich mit diesen Worten gegen uns enthüllte, nicht loswerden und

als sie nach Frankreich zurückkehrte, erzählte sie dem Kaiser zu Compiègne noch ganz erregt von den Beobachtungen, welche sie gemacht hatte.

„Durch welch' ein dichtes Gewölk haben diese schönen blauen Augen in die Zukunft geblickt?" erwiderte der Kaiser. „Um Krieg zu führen, dazu gehören zwei — wir aber wünschen ihn nicht."

Etwas früher hatte General Blumenthal eine Reise nach England gemacht und dort in der Umgegend von Norfolk mit Lord Albermarle gejagt, wobei Letzterer den Wunsch aussprach, nach Berlin zu kommen, um den Herbstmanövern der preußischen Armee beizuwohnen.

„Dazu brauchen Sie nicht so weit zu reisen," meinte der preußische General, „denn wir werden Ihnen bald Gelegenheit geben, eine große Parade auf dem Marsfelde bei Paris zu sehen."

Im September 1869 wurde Oberst Stoffel von König Wilhelm mit einer großen Anzahl anderer fremdherrlicher Offiziere eingeladen, den Manövern des ersten Armeecorps in Pommern beizuwohnen. In Stettin erkannte man seine Uniform und bald war sein Wagen von einem Pöbel umringt, der Steine und Sand auf ihn warf.

„Hund von einem Franzosen!" schrie man ihm nebst anderen groben Insulten zu.

Herr Stoffel wollte natürlich keine Verdrießlichkeiten verursachen, und indem er unaufschiebbare Geschäfte vorschützte, bat er den König, ihn zu entschuldigen wenn er sich zurückziehe.

Man hatte, so scheint es, in dieser entlegenen Provinz seit 1813 keine französische Uniform mehr gesehen.

Inzwischen aber behandelte man bei uns die preußischen Offiziere mit der ausgesuchtesten Höflichkeit.

Die „Augsburger Allgemeine Zeitung" schreibt schon vom 3. Juli 1858 wie folgt:

„Wenn Deutschland nur wollte, so könnte es eine maritime Macht ersten Ranges werden, weit mehr, als Rußland oder Frankreich es sind. Es könnte nöthigenfalls seine östlichen Nachbarn, die Russen, und seine westlichen Nachbarn, die Franzosen, angreifen, — Letztere über die Vogesen, die Ersteren über die Weichsel zurückwerfen, Elsaß, Lothringen und die Baltischen Provinzen erobern und sie aus ihrer widernatürlichen Vasallenschaft befreien, um dann in Petersburg wie in Paris die Friedensbedingungen zu dictiren. Wenn dies erreicht wäre, dann würde Deutschland einig sein und man weiß dies sowohl in Paris als auch in Petersburg. Möchte Deutschland doch kein Opfer scheuen, um seine Kriegsstärke zu vermehren!"

* * *

Der Kaiser war weit davon entfernt, diese Winke zu mißverstehen, denn indem er sah, wie Preußen, Rußland, Oesterreich und Italien ihre Heeresmacht vergrößerten und im Stande waren, zwölf bis fünfzehn Hunderttausend Mann unter die Fahne zu rufen, beschloß er, der neuen Bewaffnung entsprechend, eine Reorganisirung der Armee zu unternehmen. Er berief zu diesem Zweck unter seinem Vorsitz eine Commission, bestehend aus den erprobtesten Heerführern, wie z. B. Marschall Niel, Canrobert, Mac Mahon und Trochu, welche den Auftrag erhielten, unsere Armee auf die Höhe zu heben, welche man, leider! die moderne nennt.

In dieser Epoche, also im Jahre 1866, bestand unser Heer aus 650 000 Mann. Die Commission sprach sich dahin aus, daß wenn Frankreich seinen Rang als Großmacht erhalten wolle, es ein stehendes Heer von 800 000 Mann nebst 400 000 Reservisten haben müsse. Man prüfte nun alle Mittel und Wege, um diese Last für das Land weniger drückend zu machen und beschloß die Gründung einer National-Mobilgarde, welche militärische Obliegenheiten haben, und der die ausgedienten Leute während einer gewissen Reihe von Jahren einverleibt werden sollten.

In seiner Nummer vom 12. December 1866 erwähnte der „Moniteur" der neuen Vorlagen wie folgt:

— „Dieses Project giebt Frankreich 1 200 000 ausgebildete Soldaten, ohne das Budget erheblich zu belasten. Die Nation soll dadurch mehr zur Vertheidigung als zum Angriff vorbereitet werden und sie in Stand setzen, alle Invasionen zurückzuschlagen."

Die Opposition besprach diese Verstärkung der Armee, schob sie auf ganz persönliche Ansichten und bezeichnete sie als ein cäsarisches Werk, dazu bestimmt, um durch die Rüstung der Nation die liberalen Bestrebungen unter dem militärischen Despotismus zu ersticken.

Als die Vorlage dem gesetzgebenden Körper zuging, veranlaßte sie in demselben die lebhaftesten Debatten; besonders beredt aber protestirte Herr Jules Favre gegen die Annahme.

— „Man versichert uns, daß Frankreich seinen Nachbarn ebenbürtig gerüstet sein müsse," sagte er unter Anderem, „daß die Sicherheit des Landes davon abhängt, die Männer unter die Waffen zu stellen und die Magazine mit Pulver

und Geschossen zu füllen. Mein Selbstbewußtsein aber lehnt sich gegen derartige Vorschläge auf."

Herr Magnin fügte hinzu:

„Eine stehende Heeresmacht ist in der Theorie verurtheilt und verworfen worden. Die Zukunft liegt in der Stärke der Demokratie."

Herr Thiers endlich unterstützte seine Collegen durch die Autorität seiner Worte, die sich an seine eingehenden Studien in militärischen Angelegenheiten anlehnten und nachdem er in langer Rede seine Bedenken gegen die von der Commission verlangte Ziffer, als der Heeresmacht der anderen europäischen Armeen entsprechend, begründet hatte, fügte er hinzu:

„Diese Zahlen sind eitle Einbildung! Meine Herren, wir dürfen uns nicht auf diese Spiegelfechterei mit Zahlen verlassen, die heut in ganz Europa zur Schau gestellt werden — — — Wie? Italien sollte 900000 Mann haben, um uns zu trotzen, Preußen 1300000 Mann, was zusammen 2200000 Soldaten in Waffen allein in diesen beiden Reichen ergiebt? Gehen Sie weg! Das sind Fabeln, die keine Spur von Wahrheit in sich haben!" („Moniteur" vom 1. Januar 1868).

Herr Jules Simon sagte:

„Ich hoffe, man wird uns die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen, daß wir uns allzeit im Gegensatz zu den vorgeschlagenen Maßregeln befunden haben, sobald es sich um eine Vermehrung der sogenannten Friedens-Armee gehandelt hat." —

Die von der Regierung unterbreitete Gesetzesvorlage erfuhr so ungeheure Einschränkungen, daß der Kaiser sie zurückzog, da er damit sein Ziel zur Erlangung einer

nationalen Sicherheit zerstört sah. Späterhin erschienen die Vorlagen noch einmal, aber so zusammen gestrichen, daß der eigentliche Geist ihr genommen war.

Der gesetzgebende Körper befand sich am Schluß einer Legislatur-Periode, — jede Forderung für die Armee stieß bei ihm auf Widerstand. Marschall Niel hatte 1800000 Chassepots gefordert und man bewilligte ihm nur 1200000; er forderte 110 Millionen für die Befestigungen, — man gab ihm 36, und statt der verlangten 36 Millionen zur Verstärkung der Artillerie bewilligte man ihm zwei und eine halbe!

General Ducrot, der alle strategischen Hülfsquellen seines Armeecorps, das er in Straßburg commandirte, studirt hatte, legte dem Kaiser bei Gelegenheit einer Reise, die der Monarch 1869 unternahm, einen völlig ausgearbeiteten Plan zum Schutze der ganzen Elsasser Grenzlinie durch verschanzte Lager vor. Der Kaiser genehmigte diesen Plan, doch es bedurfte beträchtlicher Summen, um diese strategische Barriere zu ziehen und die Ausführung derselben mußte vertagt werden.

Die von der Oppositionspartei kundgegebene Verachtung gegen die militairischen Forderungen, sowie das trügerische Vertrauen, in dem man sich wiegte, fand ein Echo selbst unter denen, die dem Kaiserreich sonst wahrhaft ergeben waren.

Bei den Hauptwahlen von 1869 gründete sich das Wahlprogramm der Mehrzahl der Deputirten auf das Versprechen der Abrüstung! Den Kaiser bewegte es wahrhaft schmerzlich zu sehen, daß die größere Menge derer, die bis dahin seine Politik getheilt, sich nun einer Abstimmung angeschlossen, die er für unheilvoll hielt.

Se. Majestät hielt große Stücke auf den Geist und die strategischen Talente des Oberst Stoffel, der lange Zeit Militair-Attaché in Berlin war, und seine bedeutenden Werke haben heut noch den höchsten Werth für die, welche sich mit militärischen und diplomatischen Fragen beschäftigen. Seine Berichte gaben dem Kaiser oft Stoff zu der anregendsten Unterhaltung, denn er las sie aufmerksam und versah sie selbst mit Bemerkungen. Man nannte das Vertrauen, das der Kaiser in diesen ausgezeichneten Offizier setzte, seine Stoffel-Manie, und oft, wenn der Monarch zerstreut schien, habe ich Personen seines Dienstes sich zuflüstern hören: „Da ist gewiß wieder ein Rapport von Stoffel angekommen!" —

Durch gewisse militairische Studien ist Oberst Stoffel zum Mitarbeiter der „Geschichte Julius Cäsars" geworden, jenes Werkes, an welchem der Kaiser jahrelang angestrengt gearbeitet. Dieser Gemeinschaft in geistiger Arbeit schrieb man die Sympathie des Monarchen für den Oberst Stoffel zu, sowie den Werth, den er seinen Ansichten beimaß. Man hat sich oft darüber lustig gemacht.

Im Jahre 1869 beabsichtigte man dem Oberst als zweiten Militair-Attaché in Berlin, den Capitain Hepp beizugeben, einen vortrefflichen Offizier, der dem Haushalt Se. Majestät gleichfalls angehörte und nach Compiègne befohlen würde, um seine Instructionen vor seiner Abreise zu empfangen. Man befand sich dort gerade in einer Reihe von Festlichkeiten, denen der Herzog von Gramont auch beiwohnte, und ich selbst hörte ihn Herrn Hepp mit folgenden Worten anreden:

„Ich beglückwünsche mich zu der Wahl, die man in Ihnen getroffen hat, denn ich hoffe, mein lieber Capitain,

daß Sie nicht ein eben solcher Unheil krächzender Rabe sein werden, wie Stoffel, der Alles schwarz sieht!“

Indeß trat ein unvermutheter Zwischenfall ein, der die Abreise des Capitain Hepp nach Berlin verhinderte.

Nach den Berichten des Oberst Stoffel war die Frage eines Krieges mit Frankreich zur Lebensfrage geworden. Seit 1813 suchte Preußen sich mit Deutschland zu vereinigen, um es zu beherrschen, doch bis zum Jahre 1866 war dies eine unerfüllbare Hoffnung geblieben durch seinen geringen Flächen-Inhalt und die verhältnißmäßig geringe Zahl seiner Bevölkerung, die nur achtzehn Millionen betrug.

Lassen wir der treffenden Schilderung des Oberst Stoffel das Wort; er schrieb in einem seiner bemerkenswerthen militairischen Rapporte vom 12. August 1869:

„Mit einem Schlage erhebt sich diese Macht in der Welt durch den zündenden Blitz des Jahres 1866 — Herkules wird sich seiner Kraft bewußt. Ueberdies kennt die Herrschsucht aller dieser germanischen Rassen keine Grenzen.

„Neben dieser ganz unbestreitbaren Thatsache ist es noch etwas Anderes, das uns zu denken giebt, wenn man sich fragt, warum Preußen sich nach der Schlacht von Königgrätz nicht aller deutscher Kleinstaaten bemächtigt hat, oder aus welchem Grunde es heut den Muth nicht findet, die süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde zu vereinigen? Nicht einen Menschen giebt es, der auf diese Fragen nicht sogleich die Antwort gäbe: ‚Weil es einen Krieg mit Frankreich fürchtet.‘

„Und in der That, nach welcher Seite Preußen auch

immer blicken mag, überall, überall sieht es sich in seinen Plänen durch Frankreich behindert.

„Man darf nicht vergessen, zu bedenken, daß das preußische Volk erfüllt vom Nationalstolz ist; es ist ein tapferes und ehrgeiziges Volk, das seine Selbstachtung zum höchsten Ehrenpunkt macht, daß es ferner Frankreich als Erbfeind betrachtet. Daraus wird man sich leicht einen Begriff machen können von der Verachtung, der Bitterkeit und dem Haß, den es in sich gegen Frankreich nährt — auch eine Folge der Ereignisse von 1866 . . .

„Das preußische Volk ist genau ebenso so stolz wie das französische, aber es ist mehr durchdrungen von seinem eigenen Werthe wie das unsere. Es ist ferner energisch, beständig, ehrgeizig und voll von schätzenswerthen und soliden Eigenschaften, aber es ist rauh, ziemlich anmaßend und jeder Großmuth baar. Dieses Volk ist entschlossen, die deutsche Einheit herzustellen, koste es, was es wolle, trotzdem Frankreich das nicht zugeben kann und darf. Und dieser Streit hat sich erhoben zwischen zwei gleich empfindlichen, gleich ehrgeizigen und gleich mächtigen Völkern, die sich als Erbfeinde betrachten, die sich im Beginn dieses Jahrhunderts, eines gegen das andere in einem der blutigsten Kriege gegenüber gestanden, — zwei Völker, die Alles von einander scheidet, — Sprache, Religion, Tendenz und Charakter. Man muß auf Alles gefaßt sein, denn der Conflict wird eines Tages blutig und erbittert ausbrechen!"

Derartige Berichte schilderten in packenden Worten den Stand unserer Beziehungen zu Preußen.

Tausend zur Entdeckung gebrachte Beweise haben die geheimen Machinationen gegen uns enthüllt. Dieser Schwarm auf der Lauer stehenden Spione in allen Ecken des Reiches,

verborgen unter der Blouse des Arbeiters, unter der Livree des Dieners, unter dem Packen des Colporteurs oder des ambulanten Musikanten, die wir alle im geeigneten Moment verschwinden sahen, um sie später als Führer der preußischen Truppen wiederkehren zu sehen, — alle haben sie eine genaue Kenntniß von der Topographie unseres Landes an den Tag gelegt.

Hat es doch Herr von Moltke selbst nicht verschmäht, Lothringen als Tourist zu bereisen, den Stift in der Hand! Und endlich, hat Preußen nicht dem Vorschlage des Kaisers zu einer gleichzeitigen Waffenniederlage eine förmliche Weigerung entgegengesetzt?

Als der Kaiser im Jahre 1867 alle Nationen zu dem friedlichen Wettkampf der Pariser Weltausstellung einberief, bei welchem Jedermann seinen Geschmack und seine Begabung entfalten sollte, da sandte Preußen uns als unheimlichen Vorboten seiner Absichten gegen uns — eine Krupp'sche Kanone.

Die Jahre rollten schnell dahin, doch noch lebt in uns unverwischt die Erinnerung an die Festlichkeiten, welche bei Gelegenheit der Weltausstellung von 1867 alle Europäischen Monarchen in Paris vereinten.

Welch' tief einschneidende Veränderungen haben sich während dieses kurzen Zeitabschnittes von drei Jahren bei uns und um uns vollzogen!

Als der Kaiser und die Kaiserin im Jahre 1867 die Weltausstellung eröffneten, wer hätte da ahnen können, daß diesen rauschenden Festen sobald schon die tiefste Trauer, daß diesem alle Nationen verbrüdernden Wettstreite der Industrie und des menschlichen Geistes innere Spaltungen, würdig den Zeiten der Barbarei folgen sollten!

Als am 1. April 1867 die Daumonts mit dem Kaiser und die Kaiserin die Tuilerien gegen 1 Uhr Nachmittags verließen, waren die Champs-Elysées von einer überwältigenden Menschenmenge überfluthet, welche sich um das Herrscherpaar drängte, um durch einen unerhörten Enthusiasmus den Dank für das Gedeihen, die Ordnung und den Wohlstand, der in dem Lande herrschte, kundzugeben, es war fast, als sei ein Jeder bemüht, vor den herbeigeströmten Fremden die Schätze seines blühenden Vaterlandes zu entfalten. Und inmitten dieser großartigen Ovationen langten Ihre Majestäten durch eine der eben erst eröffneten Avenuen, welche man im Osten gleichsam als einen neuen Stadtheil angelegt hatte, im Marsfelde an.

Die Repräsentanten des großen Staatskörpers, die kaiserliche Familie, der Hof und das diplomatische Corps erwarteten den Kaiser und die Kaiserin vor dem Haupteingange der Ausstellung der Avenue de la Bordonnais. In dem großen, hundert Meter langen Vestibül, das mit Trophäen, exotischen Pflanzen, Statuen und plätschernden Springbrunnen ausgeschmückt war, befand sich die Menge der Aussteller, und ein jeder der Europäischen Großstaaten hatte einen dem Throne nahe verwandten Prinzen als seinen Vertreter nach Paris entsendet. England vertrat der Prinz von Wales, die Niederlande der Prinz von Oranien, Rußland der Herzog von Leuchtenberg, Belgien der mit einer Prinzessin von Hohenzollern verlobte Graf von Flandern, Italien der Herzog von Aosta.

Während der Monate der Ausstellung stand das Kaiserreich auf dem höchsten Gipfel seines Glanzes, denn Frankreich hatte durch das Wachsen seines Reichthums alle circulirenden Gelder sämmtlicher Nationen durch seine Hände

gehen lassen, und der Kaiser selbst hatte sich durch sein festes Auftreten und die Würde seiner Regierung den ersten Platz unter den Großmächten erobert.

Man hat es dem Kaiserreich zum Vorwurf gemacht, daß es alle Fürsten Europas nach Paris gezogen habe, um sie zu amüsiren, aber das Geheimniß des Zaubers, das die Elite der ganzen Welt, deren Hauptstadt Paris war, so sehr dahin zog, das war eben die großartige Gastfreiheit und das Ansehn des Kaisers, sowie die hohe Anmuth der Kaiserin und der Glanz des Hofes, an welchem die Vorzüge des Geistes und die Anziehungskraft der Kunst sich mit dem höchsten Luxus vereinten, um die Größe Frankreichs kund zu geben.

Heutzutage kommt man wohl noch nach Paris und durchstreift es, aber man wird durch nichts mehr dort zurückgehalten. Der collossale Umriß der Weltausstellung von 1867 bedeckte den ganzen weiten Plan des Marsfeldes.

Sieben, von einem wie durch Zauberei entstandenen Park umgebene Hallen in Kreisform waren mit einander verbunden und umschlossen einen großen, ovalen Garten, in dessen Mitte sich der Pavillon erhob, der die Krondiamanten barg, jene seltene Sammlung von Edelsteinen, die heut in alle Welt zerstreut ist.

Die Hallen waren dazu bestimmt, je nach ihrer Ausdehnung, die Maschinen, die Agriculturausstellung, die Gemälde und Statuen der verschiedenen Zweige der Industrie in sich aufzunehmen. Jede Nation mit ihren Producten bildete in einer Galerie eine abgesonderte Gruppe, die von der Mitte ausging und in der Peripherie endete, so daß man im Durchschreiten der Kreislinien die verschiedenen Producte derselben Gattung vergleichen konnte.

Der Glanz und die Pracht der in den verschiedenen

Palästen gegebenen Feste ist bisher noch durch Nichts überboten worden. „Die Saison hat Fürsten und Erzherzöge gezeitigt," schrieb damals Herr Mérimée.

Trotzdem spukte schon eine unbestimmte Ahnung von Unheil durch die Gemüther. Zwar war die Popularität des Kaisers nie größer gewesen, als zu jener Zeit; Herr Gambetta und Jules Favre aber waren in die Kammer gewählt worden und eine Deputation von Arbeitern des Faubourg St. Antoine verlangten am 14. Juli den Sturm auf die Bastille zu feiern. Trotz des Zusammenflusses sovieler Fürstlichkeiten in Paris, schien eine Vorahnung des Krieges Europa zu durchschauern, obwohl ein in London tagender Congreß durch diplomatische Uebereinkünfte die Luxemburger Streitfrage zu lösen suchte, die eine der Ursachen des Krieges von 1870 werden sollte.

Welch' düstere Dramen sind an die Stelle jener Festtage getreten! Frankreich ward getheilt, das Kaiserreich zerstört, der Kaiser starb in der Verbannung, der Kaiserliche Prinz ward im Zululand ermordet! Mehr noch, der Sultan Abdul-Aziz fiel einer Serail-Intrigue zum blutigen Opfer und Kaiser Alexander, der Befreier seines Volkes, starb durch ein entsetzliches Attentat. Nur der König von Preußen, der deutscher Kaiser geworden war, hatte ein beneidenswerthes Ende.

Die von allen Seiten gegen uns ausbrechenden Feindseligkeiten jenseits des Rheines waren in der Pariser Bevölkerung nicht ohne Wiederhall geblieben, und auch die Ankunft des Königs von Preußen beschäftigte den Hof außerordentlich.

Der Kaiser von Oesterreich, der Prinz von Wales, der Sultan Abdul-Aziz und alle anderen fremden Fürsten

begegneten einer gewissen sympathischen Neugierde, die Anerkennung in sich schloß, denn man wußte, daß sie mit ihrer Gegenwart einen glänzenden Zeitabschnitt unseres nationalen Lebens ehren wollten.

Vor Allen aber war der Kaiser von Rußland, der schönste Mann seines Reiches, der Gegenstand besonderer Zuvorkommenheiten und wurde, wo er sich zeigte, lebhaft begrüßt.

Einer der zum Dienste des russischen Kaisers commandirten französischen Generäle wiederholte mir den berühmt gebliebenen Zuruf: „Es lebe Polen!" durch welchen man den Zaren bei seinem Besuche des Justizpalastes begrüßt hatte, wenige Augenblicke später mit dem ganzen Ausdruck der Entrüstung, die man darüber empfand. Dieser peinliche Vorfall fand wenige Tage vor dem Attentat statt, das der verbannte Pole Berezowski auf den Zaren versuchte und das ihm gewährte Asyl dadurch vergalt, daß er feig und meuchlings den erhabenen Gast, der sich unserer Gastfreundschaft anvertraut hatte, überfiel.

Die Beleidigung wie die Kugel pfiffen über das Haupt des Zaren hinüber, der Beides mit derselben Verachtung über sich ergehen ließ.

Diese Vorfälle, die nachher Gegenstand manches Meinungsaustausches wurden, hatten aber den einen Vortheil, daß man den Zaren von nun an besser bewachte.

Der Kaiser kehrte mit dem russischen Herrscher, dem Thronfolger und dem Großfürsten Wladimir, umringt von einer immensen Volksmenge, zu Wagen von der großen Parade in Longchamps zurück, die zu Ehren der fremden Herrscher stattgefunden hatte.

Als die kaiserliche Equipage an der Cascade anlangte,

bemerkte der Stallmeister des Kaisers, Herr Raimbeaux, welcher an diesem Tage die Ehre der Begleitung hatte, einen Menschen, der den Arm erhob und die Mündung eines Pistols auf den Zaren richtete, — es war Berezowski.

Herr Raimbeaux hatte die Geistesgegenwart, sich nach vorwärts zu werfen und durch diese Bewegung den Zaren mit seinem Leibe zu decken. Die Kugel traf das Pferd des Stallmeisters in den Kopf, genau in der Höhe, in welcher Alexander II. sich in dem Wagen befand.

Der Kaiser begriff sofort, um was es sich handelte, — er versicherte sich, daß Keiner seiner Gäste verletzt war und umarmte den Zaren, über den sich die Großfürsten warfen, um ihn durch ihre eigenen Körper zu schützen. Das empörte Volk, das vollen Antheil nahm an der Erregung der beiden Herrscher, wollte den Meuchelmörder sofort lynchen.

Natürlich verbreitete sich die Nachricht von dem Attentat mit Blitzesschnelle und die beiden Kaiser wurden auf dem ganzen Rückweg mit wahrhaft frenetischer Begeisterung begrüßt.

Am Abend desselben Tages fand in der russischen Botschaft ein großer Ball statt, zu dem der Zar sein Erscheinen zugesagt hatte. Als er, die Kaiserin am Arm, die Säle betrat, wurden ihm die rührendsten Beweise der Theilnahme dargebracht, und wenn er auch stets seine souveraine Ruhe bewahrte, so schien er doch nervös erregt. Die Kaiserin, deren Angesicht eine tiefe innere Bewegung verklärte, wich nicht von der Seite ihres Gastes, wie um ihn zu schützen und die Diamanten, welche ihre Stirne krönten, hatten keinen köstlicheren Glanz, als ihre immer noch thränenfeuchten Augen.

Der natürlich sehr umringte und gefeierte Herr Raimbeaux mußte die Geschichte des Attentates oft wiederholen und that es mit jener großen Bescheidenheit, die seine ihm von der Vorsehung zugewiesene Rolle ganz in den Schatten stellte, trotzdem nur seine Geistesgegenwart das Leben Alexanders II. gerettet.

Nachdem der Zar nach Rußland zurückgekehrt war, erhielt Frau Raimbeaux von der Kaiserin Maria Alexandrowna ein reiches Geschenk als ein Zeichen des Dankes für den Antheil, den ihr Mann bei diesem tragischen Vorfall genommen.

Der Zar besaß die großmüthige Tugend der Selbstverleugnung. Im Jahre 1870 war er der einzige unter den europäischen Herrschern, der sich von dem zermalmten Frankreich nicht abwandte, und nur durch seine Vermittlung kam der Waffenstillstand im September und die Entrevue von Ferrière zu Stande. Die Folgen derselben sind bekannt.

Als der König von Preußen im Jahre 1869 nach Paris kam, empfing der Kaiser ihn persönlich mit einem großen Gefolge auf dem Nordbahnhof. Er hatte einen der liebenswürdigsten Herren des Hofes, den General Jurien de la Gravière beauftragt, sich speciell dem Grafen Bismarck zu widmen, damit der Premierminister durch seine anregende Unterhaltung daran verhindert wurde, gewisse peinliche Kundgebungen, welche man gegen ihn fürchtete, zu bemerken.

Der Wagen mit den beiden Herrschern wurde nur durch den Ruf; „Es lebe der Kaiser!" begrüßt; der zweite mit dem Marschall von Moltke fuhr unbemerkt durch die Menge, doch als dieselbe in dem dritten die Reckengestalt

des Herrn von Bismarck in der historischen, weißen Kürassieruniform und dem Stahlhelm auf dem charakteristischen Kopfe gewahrte, wurden einige unharmonische Zurufe und Zischen laut. Herr von Bismarck gab diesen Kundgebungen die denkbar feinste Wendung.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Admiral," sagte er zu Herrn von Jurien, der bemüht war, die Aufmerksamkeit des Ministers allein sich zuzulenken, „aber ich habe diesen Empfang erwartet und bin dadurch nicht überrascht. Wir Männer der Politik können es nicht allen recht machen, deshalb müssen wir Partei nehmen für uns selbst!"

Durch diesen Ton wurde die Unterhaltung leicht und ungezwungen. Diejenigen übrigens, welche damals Gelegenheit hatten, Herrn von Bismarck zu sehen, haben von ihm einen Eindruck empfangen, der von dem, was man im großen Publicum im Allgemeinen über den „Eisernen Kanzler" denkt, sehr verschieden ist.

Er hatte in seinen äußeren Formen die vollendete Höflichkeit eines Edelmannes, einen glänzenden Geist und sogar jene Leichtigkeit und Gewandtheit des Ausdruckes, den man in der ganzen Welt den „französischen Geist" nennt.

Für den König von Preußen war der Pavillon de Marsan in den Tuilerien zur Wohnung bestimmt. Der Wagen, der ihn vom Bahnhof brachte, fuhr durch den Caroussellhof und als er den Trajansbogen passirte, sagte der König zu dem Kaiser:

„Was haben Sie für schöne Dinge hier geschaffen, seitdem ich zum letzten Mal hier war!"

Das war im Jahre 1814.

Der Kaiser gab das Compliment mit folgenden Worten

zurück: „Die Gelegenheit, zu der Ew. Majestät Paris heut wiedersehen, ist die glücklichere für unsere Völker!"

Zeichnen diese kurzen Phrasen nicht auf's Schärfste die gegenseitigen Gesinnungen?

Der erste Ausflug des Königs von Preußen galt den Buttes-Chaumont und nachdem er lange das Panorama der gewaltigen Stadt betrachtet hatte, sagte er, dem Gange seiner Erinnerungen folgend:

„Ich war im Jahre 1814 hier!"

Dann trat er, umringt von seinem Generalstabe, vor, und erzählte demselben auf Deutsch den Einzug der Alliirten, indem er durch Gesten die verschiedenen Punkte bezeichnete, welche die preußischen Truppen damals besetzt hatten.

König Wilhelm interessirte sich besonders für die sanitären Verbesserungen der Hauptstadt und die Wasserleitungsfrage beschäftigte ihn in so hohem Maße, daß er wünschte, die Canäle und Canalisationsarbeiten zu sehen.

Der Seinepräfect Baron Hausmann empfing den König an dem Reservoir von Menilmontant und überreichte ihm das aus der Quelle geschöpfte Wasser in einem goldenen Becher, den der König an seine Lippen führte, ein Beispiel, dem die Personen seiner Begleitung alsbald folgten. Unter diesen befand sich der preußische Gesandte in Paris, Graf v. d. Goltz, dessen Bruder, Flügeladjutant des Königs und der Marschall von Moltke. Der alte Herr trank aber viel gewissenhafter, als die Anderen, was üble Folgen für ihn hatte, und er nahm von dem Pariser Wasser ein sehr ungünstiges Andenken mit.

Als ich bei einem der großen Bälle, welche man damals in den Tuilerien gab, während des von mir angeführten Cotillons den Grafen Bismarck in einer fernen

Ecke dem Tanze zuschauend gewahrte, kam mir der boshafte Gedanke, ihm einen Rosenstrauß zu bringen als Aufforderung zu einer Walzertour, denn der preußische Ministerpräsident war damals der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Er nahm das Bouquet an und indem er sich der damit verbundenen Aufforderung unterwarf, tanzte er mit mir inmitten des allgemeinen Wirbels eine geradezu vollendete Walzertour.

Dieser kleine Zwischenfall, der zu dem Ernst des Grafen Bismarck und zu der Rolle, die er damals schon in der Diplomatie spielte, so recht im Gegensatz stand, erheiterte die anwesenden Fürstlichkeiten und anderen Gäste sehr, denn man hatte wohl kaum erwartet, Herrn von Bismarck unter der tanzenden Jugend zu sehen.

Als er mich an meinen Platz zurückführte, nahm er eine künstliche Rose aus seinem Knopfloch und überreichte sie mir mit den Worten:

„Madame, haben Sie die Gnade, diese Rose zum Andenken an den letzten Walzer meines Lebens, den ich nie vergessen werde, anzunehmen.“

---

## Drittes Capitel.

Zu Beginn des Jahres 1870 setzte der Kaiser eine durchgreifende Umgestaltung seiner Politik in's Werk.

Das liberale Ministerium vom 2. Januar, dessen Programm die ausgedehnteste Anwendung des Parlamentarismus war, wurde mit wahrhaftem Enthusiasmus begrüßt. Es trat eine Hausse ein und das Stimmrecht, für welches das Kaiserreich resolut eintrat, wurde allgemein angenommen.

Indem der Kaiser aber neue Staatsmänner einberief, setzte er die alten Räthe bei Seite, deren Erfahrung ihm bisher so nutzbringend gewesen. Rouher, Baroche, Persigny, Drouyn de Lhuys, Hausmann — all' diese Männer, deren Namen bisher eng verknüpft waren mit den Staatsgeschäften, sie wurden ersetzt durch die Herren Talhouët, Segris, Chevaudier de Valdrôme, Louvet, Maurice Richard und — Herrn Emile Olivier, der den Titel eines Conseil-Präsidenten erhielt. Dieses Ministerium war es, das durch die Uebernahme der Auswärtigen Angelegenheiten durch den Herzog von Grammont, der an der Kriegserklärung den ersten Antheil hatte, im Mai desselben Jahres gemäßigt wurde.

Herr Emile Olivier war von dem Seine-Departement

im Jahre 1853 in die Kammern gewählt worden und dort bildete er mit den Herren Jules Favre, dem Vertheidiger des Kaisermörders Orsini, Ernest Picard, Hénou und Darimon den Kern der Opposition gegen das Kaiserreich. Damals nannte man diese Herren nur „die Fünf" — bei den Wahlen von 1865 wurden aus der Gruppe der Fünf aber dreiundvierzig, um später noch mehr zu wachsen.

Die Revindicationen derer, die sich die Liberalen nannten, erhoben sich damals schon lärmend und laut und Herr Emile Olivier war durch seine Begabung, seinen rechtschaffenen Charakter und die einflußreiche Stellung, die er im Parlament einnahm, wohl geeignet, die Bewegungen zu leiten, die von allen Seiten augenscheinlich gewünscht wurden.

Der Herzog von Morny hatte übrigens mit seinem feinen und durchdringenden Verstand lange schon den Werth eines Gegners, wie es Herr Emile Olivier war, erkannt, ihn durch tausend kleine scharfsinnig geknüpfte Bande der Regierung zu nähern gewußt und so gewissermaßen unbewußt auf ein neues Feld geleitet.

Als der Kaiser im Jahre 1865 während seiner Reise nach Algier die Kaiserin als Regentin zurückließ, gab dies Herrn Emile Olivier die erwünschte Gelegenheit, die Schwelle der Tuilerien zu überschreiten, ohne dadurch allzugroßen Widerspruch im Lager seiner Freunde zu erregen.

Die Kaiserin hatte es unternommen, das bei jugendlichen Gefangenen angewendete Zellensystem abzuschaffen, um es durch Agricultur-Strafarbeiten zu ersetzen. Da Herr Emile Olivier sich viel mit den socialen Fragen beschäftigte, so wurde er aufgefordert, an der Commission zur Ausarbeitung eines diesbezüglichen Gesetzes theilzu-

nehmen. Er stimmte den Ansichten der Regentin bei und das Zellensystem für gefangene Kinder wurde abgeschafft.

Jene Commission, die aus ungefähr 40 Mitgliedern bestand, tagte unter dem Vorsitz der Kaiserin in den Tuilerien, doch hatte Ihre Majestät damals auch mehrere besondere Unterredungen mit dem künftigen Conseil-Präsidenten.

Während einer dieser Unterredungen hatte sich draußen ein Unwetter erhoben und ein Windstoß öffnete plötzlich eines der großen Fenster im Cabinet der Kaiserin und trieb einen Regenschauer in das Zimmer. Ihre Majestät versuchte das Fenster wieder zu schließen und es gelang ihr auch mit Hülfe des Herrn Emile Olivier, der nach vollendeter Arbeit zu ihr sagte:

„Hoffen wir, Madame, daß es unseren vereinten Anstrengungen gelingen wird, den Aufruhr der Geister zu beschwören, wie wir dem Eindringen der Elemente gewehrt haben!"

Am 27. Juni, nach einer der Sitzungen der Commission des Gesetzes für jugendliche Verbrecher, trat Herr Emile Olivier zum ersten Male dem Kaiser gegenüber.

Dies sind die Vorläufer seines Weges zum Conseil-Präsidenten. Nachdem Herr Emile Olivier seine erste Frau, eine Tochter der Marquise d'Agoult durch den Tod verloren hatte, vermählte er sich mit einem ganz jungen Mädchen, welches ihre Rolle als Frau eines Staatsmannes sehr ernst auffaßte und sich ganz für die Ideen des neuen Ministers begeisterte.

Aber der Luxus und die Eleganz dünkten ihr schlecht zu stimmen mit den Ideen einer demokratischen Epoche und so hatte sie den Muth, eine völlig persönliche Mode einzuführen.

Als sie zum ersten Mal bei einem großen officiellen Diner in den Tuilerien erschien, wo die Etiquette eine ausgeschnittene Seidenrobe vorschrieb, da trug sie ein hohes, weißes Kleid von Gaze ohne Spitzen und ohne Juwelen, nur in ihrem schönen blonden Haar hatte sie einige lose befestigte Zweige weißblühenden Haidekrautes. Die Einfachheit kleidete ihrer zwanzigjährigen Jugendfrische reizend und sie war darin wahrhaft bezaubernd. Trotzdem fand Frau Emile Olivier keine Nachahmerin, was sie aber nicht davon abhielt, ihre Schultern und Arme zu verhüllen und jeden Schmuck in Acht und Bann zu thun. Sie machte in ihrem Hôtel am Vendômeplatz die Honneurs in der liebenswürdigsten Weise und der wichtige Ernst, mit dem sie es that, stimmte allerliebst zu ihrem heiteren, unschuldigen Antlitz.

Frau Emile Olivier hatte keine einzige frivole Neigung des Charakters. Sie interessirte sich für die ernstesten Fragen und ich erinnere mich heut noch an ihr großes Erstaunen, als ich sie eines Tages fragte, ob sie Schlittschuh laufen ginge.

„Ich habe dazu keine Zeit," antwortete sie mir.

Damals erschien das Stück: „Die Familie Benoîton" von Sardou, eine feine und geistreiche Satyre auf den übertriebenen Kleiderluxus der Frauen, auf die Vergnügungssucht und das Leben außer dem Hause. Die Heldin des Stückes war im frappanten Gegensatze zu den anderen weiblichen Charakteren, jenen Freundinnen eines geräuschvollen Lebens, von rührender Bescheidenheit und man nannte sie in dem Stück nur „die heilige Mousseline." Frau Emile Olivier aber spielte im Leben dieselbe sympathische Rolle.

Als das Ministerium Olivier begann, legte Baron Hausmann sein Amt als Seine-Präfect nieder und wurde durch Herrn Henry Chevreau ersetzt. Er hatte die Stadt Paris seit dem Jahre 1853 verwaltet und angesichts seines Riesenwerkes keine Hindernisse gescheut, um sein Ziel zu erreichen. Aber er kannte auch kein Hinderniß, denn mit der beständigen Unterstützung des Kaisers, begabt mit einer großartigen Ueberlegenheit und einem Genie für die Verwaltungsgeschäfte, stand er unerschütterlich an der Spitze der Umgestaltungswerke von Paris.

Nach der Revolution von 1848 hatte man sich angesichts der ernstesten Verwicklungen befunden. Es war vor Allem nöthig, den verlorenen Credit zurückzuerhalten und der enormen Bevölkerung Pariser Wähler Arbeit zu verschaffen, denn die nationalen Werkstätten hatten ihnen zwar Rechte geschaffen, aber keine Mittel zum Leben.

Herr Hausmann übersah mit einer bewunderungswerthen Klarheit die schwierige Lage und übernahm es, Frankreich eine neue Hauptstadt zu gründen.

Unsere großen, monumentalen Gebäude hatten ja natürlich vor ihm bestanden, aber wie ein geschickter Juwelier es versteht, die kostbaren Edelsteine zu fassen, nachdem er sie von ihren Schlacken befreit, so brachte er die Wunder von Paris an das Tageslicht. Mit einer ausgezeichneten Kunst befreite er das Louvre und Nôtre Dame von einem Gewirr entstellender Umgebungen, in deren Mitte sie verschwanden wie vergraben.

Die Wasserwerke, die Anlagen, die Docks, die enormen Plätze, all' dieses grandiose und lachende Ganze unserer Straßen und Gärten hat er entworfen, freigelegt und geschmückt, und zwar mit einem Schlage, ohne Zögern

und ohne auch nur an dem prächtigen Grundriß seiner Pläne zu ändern oder zu rühren. Baron Hausmann stieg von dem Gipfel seiner Macht mit derselben Größe herab, mit welcher er sie besessen, denn er hatte alle Verantwortung getragen und die Verleumdung hatte nie vermocht, ihn zu erregen oder zu verwirren. Er war dem Kaiser wahrhaft ergeben und vor Allem Patriot, aber er besaß daneben auch all' die geschulten Eigenschaften und den weiten Horizont eines Staatsmannes.

Nach dem Zusammenbruche des Kaiserreiches nahm Baron Hausmann, dessen Vermögensverhältnisse sehr bescheiden waren, eine Stellung in einem großen finanziellen Unternehmen an, die er heute noch bekleidet.

Zu derselben Zeit, als der Kaiser das liberale Cabinet vom 2. Januar bildete, das der Presse so große Freiheiten gewährte, fand ein trauriges Ereigniß statt, indem einer der Söhne des Prinzen Lucian, Bruders Napoleon I., der Prinz Peter Bonaparte, der in Paris völlig unbeachtet lebte, einen jungen Redacteur von Rochefort's Organ „La Marseillaise", Herrn Victor Noir, tödtete. —

Schon seit den vorhergegangenen zwei Monaten hatte zwischen den corsischen Zeitungen eine erregte Polemik stattgefunden. Prinz Peter Bonaparte unterhielt einen laufenden Briefwechsel mit einem seiner Landsleute, aus dem Mehreres der Presse mitgetheilt und von den Localblättern in beleidigender Weise commentirt wurde. Die Pariser Zeitungen druckten dies nach, und Herr Rochefort ergriff nur zu gern die Gelegenheit, um daran beleidigende Artikel gegen die Kaiserliche Familie zu knüpfen und erscheinen zu lassen, die gegen die Kaiserin und den

kaiserlichen Prinzen gerichtet waren, den Prinzen Peter aber besonders scharf mitnahmen.

Letzterer entschloß sich, sich mit Herrn Rochefort zu schlagen und bat die Herren Paul von Cassagnac und de la Rocca, ihm seine schriftliche Forderung zu überbringen, die folgende Einleitung hatte:

„Mein Herr! Nachdem sie von meiner Familie Einen nach dem Andern beschimpft und selbst die Frauen und Kinder nicht ausgeschlossen haben, beleidigen Sie mich nun durch die Feder Eines Ihrer Handlanger „ꝛc. ꝛc. —“

Infolge dieses Briefes sandte der Verfasser des strafbaren Artikels, Herr Paschal Grousset, dem Prinzen seine Zeugen in der Person der Herren Victor Noir und Ulrich de Fonvielle, die am 10. Januar in der rue d'Auteuil Nr. 9, wo der Prinz Peter Bonaparte wohnte, erschienen.

Diese beiden jungen Leute gingen auf den Prinzen mit Drohungen vor und die Erklärungen nahmen in Folge dessen einen so heftigen Charakter an, daß Victor Noir seinen Stock erhob und dem Prinzen damit über das Gesicht schlug, während Ulrich de Fonvielle mit einem Revolver auf ihn eindrang.

Der Prinz zog nun seinerseits einen Revolver aus der Tasche und feuerte ihn auf Victor Noir ab, dem der Schuß mitten in die Brust drang. Schwankenden Schrittes verließ er das Zimmer und suchte die Straße zu erreichen, während Ulrich de Fonvielle hinter einem großen Lehnsessel Stellung nahm und gegen den auf ihn eindringenden Prinzen mehrere Schüsse abfeuerte, die Letzterer seinerseits durch zwei weitere Schüsse erwiderte, Herrn de Fonvielle aber nicht trafen. Inzwischen hatte der in's Herz

getroffene Victor Noir die Hausthür erreicht und brach auf deren Schwelle zu Füßen des Herrn Paschal Grousset zusammen, der draußen das Resultat der Unterredung seiner zwei Freunde mit dem Prinzen abgewartet hatte. Victor Noir starb ohne auch nur ein Wort gesprochen zu haben.

Prinz Peter Bonaparte griff aber der Gerechtigkeit vor, indem er sich sogleich nach diesem Drama der Conciergerie als Gefangener übergab.

Die Nachricht des tragischen Ereignisses rief natürlich einen entsetzlichen Lärm hervor; die Journale der Opposition bemächtigten sich der Leiche des unglücklichen jungen Menschen und bereiteten ihm eine feierliche Beerdigung vor.

Victor Noir war ein Pariser Kind und erst zwanzig Jahre alt, als sein tragisches Ende der Vorwand für eine ungewöhnliche Agitation wurde.

Während der Dauer von zwei Tagen besuchten mehr als 20 000 Personen das kleine, in dem fünften Stockwerk eines Hauses in Neuilly befindliche Studentenstübchen, wo der Leichnam ausgestellt worden war, und am Morgen des 12. Januar strömten mehr als 100 000 Menschen trotz des Regens und der Kälte nach Neuilly, um den sterblichen Resten Victor Noir's das letzte Geleit zu geben.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, erhob sich ein heftiger Streit zwischen der Familie des Verblichenen und den Haupt-Rädelsführern der ganzen Bewegung, da die letzteren trotz den Befehlen der Obrigkeit ganz Paris mit dem Sarge durchziehen und sich nach dem Père Lachaise begeben wollten, wobei die Polizei Unordnungen fürchtete und um dieselben zu verhindern, Vorkehrungen getroffen hatte. Endlich entschied man sich, auf den Friedhof von Neuilly zu ziehen, die Menge setzte sich in Bewegung, der Leichen-

wagen wurde ausgespannt und der Bruder Victor Noir's von Männern aus dem Volke auf den Schultern getragen führte den Trauerzug an. Nun brach die so lange vergessene, aber von der Zeitung des Herrn Rochefort sorgfältig vorbereitete und geschürte Flamme der Revolution aus der Asche hervor und züngelte um den Leichenwagen, und auf dem Kirchhof selbst schleuderten die Herren Gustave Flourens, Ulrich de Fonvielle, Maroteau und Amourou, die man später in der Commune wiederfinden konnte, feurige Reden, die zur Empörung aufforderten, unter die Leidtragenden.

Nach der Beerdigung zerstreute sich die Menge und strömte nach Paris zurück, wo sich am Triumphbogen eine ganz außerordentliche Bewegung entwickelte, angeführt durch Herrn Rochefort, der, sehr beunruhigt durch die von ihm entfesselte Wuth des Volkes, blaß und verstört dahinschritt, und sich kaum noch aufrecht haltend, durch diesen Ocean von die Marseillaise brüllenden und revolutionäre Reden ausstoßenden Menschen vorwärts getrieben und gestoßen wurde.

Auf der Höhe des Industriepalastes stürzte sich die überreizte und Alles über den Haufen werfende Masse gegen ein Regiment Husaren, das die Avenue absperrte, und durch einen Trommelwirbel das erste Zeichen gab zum Rückzug der Empörer.

Da trat Herr Rochefort vor um zu verhandeln, indem er auf seine Unverletzlichkeit als Abgeordneter pochte. Die Antwort darauf war ein zweiter Trommelwirbel, worauf er sich umwandte und die Menge beschwor, sich in Ruhe zurückzuziehen. Doch ehe dies geschehen konnte, ritten die Husaren in geschlossenen Colonnen in die Menge hinein, worauf die Empörer sich zerstreuten und zurückzogen.

Von Moment zu Moment erschienen in den Tuilerien berichterstattende Emissäre, da man dort voll Besorgniß den Ausgang dieses ernsten Conflictes erwartete.

Man behauptete damals, daß der damalige Gouverneur von Paris, Marschall Canrobert, auf die Frage, welche Stellung die Armee im Fall einer Revolution nehmen würde, mit militärischer Energie geantwortet habe:

„Wir werden drrrein schlagen!" —

Diese Antwort schrieb man später dem Haß zu, welchen die im Lager von Châlons seit dem Beginn des Krieges versammelten Communarden gegen den Marschall Canrobert, diesen von seinen Soldaten hochverehrten und angebeteten tapferen Führer, in allen Stücken an den Tag legten.

Der 1815 geborene Prinz Peter Bonaparte, in dessen Leben mehrere Ereignisse einen tragischen Ausgang hatten, war der leibliche Neffe Kaiser Napoleon I. Er lebte fern dem Hofe und fern der Welt, aber er bewahrte der Geschichte des erhabenen Hauses, dem er angehörte, einen leidenschaftlichen Cultus.

In einem Briefe an den Herzog von Aumale, mit welchem der Prinz Napoleon einstmals behufs Herbeiführung eines Zusammenstoßes correspondirte, zeichnet sich Prinz Peter selbst sehr treffend, indem er unter der Spitzmarke: „Antwort eines alten Soldaten an den Herrn Herzog von Aumale" schrieb:

„Obwohl einem guten Hause entsprossen, bin ich nur ein Bauer, ein ungebildeter Jäger der Wälder und Berge, die ich einst bewohnte."

Der Prinz war groß und stark, seine Züge erinnerten

an den Typus der Bonaparte. Kraft der Constitution von 1852 entging er als Verwandter des Kaisers der allgemeinen Jurisdiction, — man berief für ihn einen hohen Gerichtshof und das Verhör wurde am 21. März 1870 zu Tours eröffnet.

Der durch diesen beklagenswerthen Vorgang verursachte Lärm war für den Kaiser und die Kaiserin eine wahre Seelenmarter, denn die Stellung des Prinzen Peter verlieh dem Prozeß einen leidenschaftlichen, politischen Charakter und entfesselte eine gewiße Presse. Herr Rochefort stellte in seiner Zeitung die Bonapartes unter Nero und die Borgias.

Herr Glandaz präsidirte dem Gerichtshof. Die Herren Clement Laurier und Floquet traten als Sachwalter des Ehepaares Salomon auf, der Eltern des Victor Noir, der seinen eigentlichen Namen nicht geführt hatte. Unter den Secundanten figurirten die Herren Paschal Grousset, Flourens, Millière und Andere.

Die Scene selbst hatte sich ohne Zeugen abgespielt, Victor Noir war todt und nur Prinz Peter Bonaparte und Ulrich von Fonvielle waren da, ihre Aussagen zu deponiren, während als die einzigen vorgefundenen Indicien das Etui des Revolvers des Herrn von Fonvielle und ein Victor Noir gehöriger Stockdegen fungirten, die man im Salon des Prinzen gefunden hatte.

Prinz Peter erklärte, zu seiner wohlberechtigten Selbstvertheidigung geschossen zu haben, da man ihn in seiner eigenen Wohnung beschimpft, bedroht und geschlagen habe, was zwei Aerzte constatirten, da sie gleich nach dem Ereigniß auf seiner Wange eine starke Blutunterlaufung gefunden hatten, welche von einem heftigen Schlage herrührte.

Dem gegenüber bestand Herr Ulrich von Fonvielle auf der Aussage, daß der Prinz, nachdem er erklärt habe, sich nur mit Herrn Rochefort, nicht aber mit seinen Handlangern schlagen zu wollen, jähzornig geworden und der Angreifer gewesen sei. Auf der Verschiedenheit dieser Aussagen baute sich nun der Prozeß auf.

Zahlreiche Zeugen stimmten darin überein, daß der Prinz Peter Bonaparte zwar einen kühnen und heftig veranlagten Charakter besitze, von Herzen aber gut und großmüthig sei.

Sein ganzes Leben wurde nun durchforscht und daran erinnert, daß er schon einmal in einer Vendetta-Affaire in Corsica eine unglückliche Hand gehabt habe, ebenso in Griechenland, wo er im Kampfe gegen Piraten, die ihn auf der Jagd überfielen, einen Albanesen getödtet hatte. Andererseits wurden aber wieder Züge zu seiner Ehre erzählt. Ein Diener, an welchem er sehr hing, wurde in der Mitte der Nacht von der Cholera betroffen und der Prinz warf sich, um keine Zeit zu verlieren, auf ein ungesatteltes Pferd, um einen Arzt für ihn zu holen. Leider wurde diese schöne That dadurch vereitelt, daß das Pferd an der ersten Wendung des Weges seinen unbequemen Reiter abwarf, wobei Letzterer das Bein brach. Der Hohe Gerichtshof verwarf die Anklage des Mordes und sprach den Prinzen frei, doch wurde er dazu verurtheilt, den Eltern Victor Noirs, dem Ehepaare Salomon, einen Schadenersatz von 25 000 Francs zu zahlen und ihnen die Kosten des Prozesses, die sie zu tragen gehabt hätten, zurückzuerstatten.

Nach Beendigung des Prozesses bewog man den Prinzen Peter Bonaparte Frankreich zu verlassen und er sprach die Absicht aus, sich nach England zurückzuziehen,

wo schon seit Jahren sein älterer Bruder der Prinz Lucian lebte, ein hochgebildeter Gelehrter von großem Geist, der dem Prinzen Peter daraufhin schrieb:

„Komme nicht hierher, mein lieber Bruder, denn das Leben eines englischen Unterthans ist sehr theuer. Wenn Dir hier abermals ein Unglück begegnen sollte, so würde man Dich hängen und das würde auch meine ganzen Lebensgewohnheiten umwerfen, denn als Bruder eines Gehängten würde man mich nicht mehr im Club empfangen."

Gegen Herrn Rochefort wurde nun das Verfahren eingeleitet und der Abgeordnete des ersten Wahlkreises wurde der Aufforderung zur Empörung überführt, zu sechsmonatlichem Gefängniß und 3000 Francs Geldstrafe, jedoch ohne Verlust seiner bürgerlichen Rechte, verurtheilt. Man brachte ihn nach dem Gefängniß St. Pelagie, wo er seine Strafe verbüßte, bis der Pöbel ihn am 4. September befreite und zur Regierung trug.

Durch Rocheforts Verurtheilung kam eine mittellose, mit seinem Leben eng verknüpfte Frau mit ihren Kindern in völlige Verlassenheit und in's Elend. Die Kaiserin hörte davon und half ihr auf das Großmüthigste.

Um den Sarg Victor Noirs hatten sich all' Die versammelt, welche im Mai 1871 unter dem Donner der preußischen Kanonen die Commune gründeten — der düstere Wintertag wurde zum Beginn der revolutionären Bewegungen, welche die ersten Monate des Jahres 1870 in Unruhen versetzten, die nicht mehr aufhören sollten.

Am 29. Januar brach zu Creuzot eine umfangreiche Strike aus, deren augenscheinliche Ursache die Entlassung

eines Arbeiters Namens d'Assy war, der sich als einer der socialistischen Rädelsführer in Creuzot eingeführt hatte, um die dortige Arbeiterwelt aufzuwiegeln, welcher Plan ihm auf das Glänzendste glückte.

Die wahrhaft väterliche Verwaltung des Herrn Schneider, Präsidenten der Kammer, hatte in dieser noch vor Kurzem elenden Gegend eines der schönsten Hüttenwerke der Welt errichtet und dieser Strich Landes, auf dem die Einwohner sich bisher nur kümmerlich von schlechten Feldfrüchten ernährt hatten, verwandelten sich in eine blühende Stadt, in der Alles auf's Vollkommenste entstand zum physischen und moralischen Besten der Arbeiter und ihrer Familien.

Aufgehetzt und aufgewiegelt durch die gemeinsten Verdächtigungen setzten die Arbeiter eine Strike in's Werk, welche die Wiederanstellung ihres Kameraden Assy und die Entlassung der Vorgesetzten zum Zwecke hatte. Das Militair mußte einschreiten, doch verlief der Strike zum Glück ohne Blutverlust.

Die Anarchisten, wie man die Empörer neuerdings nannte, machten jetzt, Dank dem neuen Gesetz, das die öffentlichen Versammlungen erleichterte, mit einander nähere Bekanntschaft, sie zählten ihre Reihen und traten in eine Verschwörung, deren Ziel der Umsturz der socialen Ordnung, deren Basis die Ermordung des Kaisers war.

Ein Mensch Namens Verdier enthüllte dieses Complot, zu dessen Ausführung der Begräbnißtag Victor Noirs bestimmt war, das jedoch durch die energischen Maßregeln der Regierung gegen die Verschwörer verhindert wurde.

Seitdem hatte sich ein handelnder Ausschuß gebildet, der Waffen, Sprenggeschosse und Geld herbeizuschaffen hatte.

Die dem Complot auf die Spur gekommene Polizei verhaftete einige der Führer, unter ihnen den Anarchisten Mégy, der bei seiner Gefangennahme einen Polizeiinspector durch einen Revolverschuß tödtete.

Am 17. Februar fand zu St. Mandé ein anarchistisches Banket statt, bei welchem Herr Felix Pyat, nebst einem Racheschwur gegen den Tyrannen in einem Liede „die kleine befreiende Kugel" besang. Flourens erklärte die Revolution in Permanenz. Die Anarchisten schlichen sich auch in die Kasernen ein und suchten die Soldaten zu verführen, und als einmal ein Offizier vor der Prinz-Eugène-Caserne die Wache aufziehen ließ, wurde er von einem Anarchisten mit den Worten angeredet:

„Würden Sie auf das Volk schießen lassen, wenn es Ihnen befohlen wird?"

„Ich frage Sie nicht, was Sie an meiner Stelle thun würden," erwiderte der Offizier.

Bei diesen Worten zog der Arbeiter einen Revolver und feuerte ihn auf den Offizier ab, der an der Hand verwundet wurde, trotzdem aber auf seinen Angreifer losstürzte, ihn entwaffnete und der Wache übergab.

An demselben Tage wurde auf dem Boulevard des Temple eine Barricade errichtet, welche die Truppen entfernten. Ein auf dem Gipfel stehender Mann, der eine rothe Fahne schwang, weigerte sich sich zu ergeben und fiel durch einen Bajonnetstich mit dem Rufe: „Es lebe Rochefort." Uebrigens genügten sonst überall einige Züge von Cavallerie, um die Aufrührer auseinander zu sprengen, die sich mit dem Schrei: „Sauve qui peut" eiligst zerstreuten. Wenige Tage später begab sich der Kaiser mit der Kaiserin in einen Wagen à la Daumont nach der Prinz Eugène-

Caserne, um die Zimmer der Soldaten zu besichtigen. Ich befand mich in dem zweiten Wagen. Wir fuhren durch die erst kürzlich eröffneten mit entstehenden Gebäuden eingefaßten Stadtviertel, und von allen mit Arbeitern bedeckten Gerüsten erscholl der frenetische Zuruf: „Es lebe der Kaiser!“ — Alle diese Leute ließen ihre Arbeit und kletterten mit einer Gewandtheit herab, die mich an die der Matrosen an Bord erinnerte, worauf sie den Wagen im Laufschritt folgten. Der Kaiser befahl Schritt zu fahren und die Equipagen bewegten sich durch die Mitte freudig erregter Gruppen, die dem Kaiser aus Leibeskräften zujubelten.

Trotzdem aber waren diese Leute Rocheforts Wähler.

Ein großer Theil der Presse stieß in die Alarmtrompete und beschuldigte die neue Verfassung, daß sie die Unruhe im Volke begünstige, und wieder andere Zeitungen zeterten, daß die Regierung durch die Polizei Angriffe vorbereite; kurz, die Schreckensworte: Verschwörungen, Meuchelmord, Bomben und Höllenmaschinen füllten die Spalten der öffentlichen Blätter.

In diese Epoche fiel auch das Duell zwischen dem Herzog von Montpensier und dem Infanten Don Enrique de Bourbon, in welchem der letztere, ein Cousin und Vertheidiger der Königin Isabella, der ein sehr sympathischer Prinz war, von dem ersteren getödtet wurde. Dieser Vorfall hatte die definitive Ausschließung des Herzogs von Montpensier von der spanischen Throncandidatur zur Folge.

In dem für gewöhnlich nur von Geschäften und Vergnügungen bewegten Paris war diese unbehagliche Volksstimmung etwas Neues und der Hof wurde dadurch auch empfindlich berührt.

Für die Kaiserin wurden die gewohnten Festlichkeiten des Hofes unter dem beständigen Drucke der Furcht vor Verschwörungen und Attentaten zu einer unerträglichen Last. Die officiellen Bälle fanden wie gewöhnlich statt, aber die Maskenbälle während des Carnevals wurden unterlassen.

Um den kaiserlichen Prinzen zu zerstreuen, wurde ihm gestattet, seine Freunde als Mitwirkende zu einer Comödie einzuladen, die er zu seinem Vergnügen gelernt hatte. Man hatte das wohlbekannte Stück von Labiche: „La Grammaire“ dazu ausgewählt und fand die Aufführung am 16. März, dem vierzehnten Geburtstagsfeste des Prinzen vor einem beschränkten Publicum statt, wozu nur die Eltern der Freunde des Prinzen und einige Andere, mit denen er befreundet war, eingeladen waren. Ich selbst befand mich auch darunter.

Man hatte in einem der großen Salons des Pavillon de Flore eine wirkliche Bühne errichtet, auf welcher der Prinz mit fünf seiner Cameraden spielte. Die einzige weibliche Rolle des Stückes wurde von Louis Conneau gespielt, der ganz wie ein junges Mädchen aussah mit seinen feinen Zügen und seinen blonden Haaren. Der kaiserliche Prinz gab die Hauptrolle des alten, in seine archäologischen Forschungen vernarrten Alterthümlers, der überall und in Allem gallo-romanische Ueberreste sieht. Der Kaiser, welcher sich selbst mit Vorliebe für Archäologie beschäftigte, lachte sehr, indem er die Irrthümer, in die ein einseitiger Sammler leicht verfallen kann, auf sich selbst bezog. Der Prinz spielte mit sprühender Heiterkeit und sang seine Couplets reizend, wie er denn auch vortrefflich aussah mit seinem jungen, als alter Gelehrter geschminktem

Gesichte in einem langen granatrothen Ueberrock mit Metallknöpfen, der ihm bis an die Fersen reichte, Nankinghosen und weißer Weste, einer enormen Halsbinde und grauer Perrücke.

Die jungen Leute amüsirten sich herrlich bei ihrem Spiel und das Fest endete mit einem Souper, dem der Kaiser selbst präsidirte und dann an der Freude der Knaben theilnehmend mit diesen spielte. Auch der junge Prinz von Asturien, Sohn der Königin Isabella (König Alfons XII.) nahm an dieser Vorstellung Theil.

Kurz darauf kam die Epoche des Plebiscites: das direct befragte Reich gab dem Kaiser sein Vertrauensvotum und antwortete mit sieben Millionen und zweimalhunderttausend „Ja“ auf den Appell des Kaisers gegen sechszehnhunderttausend „Nein.“ — Sonntag, den 8. Mai fand die Stimmabgabe statt; am 9. und 10. entstanden rasch mehrere Barricaden in den Stadtvierteln von Belleville und Ménilmontant.

Wenige Tage später gestand das Ministerium eine Mäßigung zu und unser Botschafter in Wien, der Herzog von Grammont übernahm das Portefeuille der Auswärtigen Angelegenheiten.

Der Herzog befand sich seit dem Beginn des Kaiserreichs in der Diplomatie, nachdem er von der politechnischen Schule kommend, eine kurze Zeit der Armee angehört hatte. Er war sehr elegant, gelehrt und vornehm und man sagte, daß er in seiner Jugend der Held eines Romans gewesen sei, den Herr Alexander Dumas Sohn, seinem berühmten Drama: „Die Cameliendame“ zu Grunde gelegt hat. Der Herzog von Grammont war der Jugendgespiele des Grafen von Chambord gewesen, denn seine Mutter,

die Herzogin von Grammont war eng befreundet mit der Herzogin von Berry, der Mutter des letzten Bourbonen. Sie war eine Schwester des Grafen Dorsay, eines der berühmtesten Männer seiner Zeit, und selbst eine bewährte Schönheit, die sich auf ihre Enkeltöchter, die Gräfin von Brigode, und die Frauen von Laigle, d'Archidiac und Bergas vererbt hat.

Als der Herzog von Grammont in das Ministerium eintrat, äußerte die alte Herzogin, seine Mutter den Wunsch, der Kaiserin vorgestellt zu werden, und sie erschien an einem Empfangsabend in den Tuilerien, geschmückt wie andere Frauen und trotz ihrer 75 Jahre bemerkte man an ihr noch die Spuren ihrer ehedem großen Schönheit.

An dem darauf folgenden 21. Mai übermittelte der in dem neuen Saale des Louvre versammelte große Staatskörper dem Kaiser das Ergebniß des Plebiscits.

Die Arbeiten zur Verbindung dieses neuen Sitzungssaales mit den Tuilerien waren noch nicht vollendet und so ging der kaiserliche Zug durch die mit Brettern, Gerüsten und Handwerkszeug angefüllten Gallerien, die man zur Herstellung einer Passage in Eile bei Seite geräumt hatte, während ein Läuferteppich die unvollendeten Parquets verhüllen mußte.

Die Schleppe der Kaiserin blieb aber trotzdem hängen und zerriß und es bedurfte einer Unmasse von Jedermann entliehenen Stecknadeln um das kleine Unglück wieder auszubessern. Ihre Majestät trug ein matt strohgelbes Kleid von Crêpe-de-Chine, besetzt mit weißen Spitzen, dazu einen passenden Hut mit Federn, zwischen denen eine Aigrette von Diamanten funkelte.

Das Wetter war an jenem Tage herrlich — man

glaubte sich schon in den heißesten Tagen des Juli zu befinden, denn es war zum Ersticken heiß, was aber nicht daran hinderte, daß man sich um die Plätze zu dieser großartigen Ceremonie riß.

Der Kaiser nahm auf dem Thronsessel zwischen der Kaiserin und dem Kaiserlichen Prinzen Platz, der zum ersten Mal die Uniform eines Lieutenants der Garde-Grenadiere trug, — dieselbe, in der er zwei Monate später in's Feld zog.

Der Ehrendienst der Majestäten war auf der Estrade untergebracht; die Prinzen des kaiserlichen Hauses und die Minister nahmen auf den Stufen des Thrones ihrer Rangordnung nach Platz, während die Senatoren, an ihrer Spitze Herr Rouher zur Rechten, der Präsident des Gesetzgebenden Körpers, Herr Schneider, aber mit den Deputirten zur Linken standen. Da ich an diesem Tage den Dienst versah, so hatte ich meinen Platz neben dem Sessel der Kaiserin und konnte Alles trefflich beobachten.

Die Prinzessinnen nahmen mit ihren Familien die Tribünen ein, während die oberen Gallerien mit prächtig geschmückten Damen besetzt waren.

Nach dem Erscheinen des Hofes trat Herr Schneider, gefolgt von einer Deputation des gesetzgebenden Körpers vor und verlas seine Anrede, worauf er dem Kaiser die Anerkennung der Abstimmung vom 8. Mai überreichte, welches Document der Kaiser Herrn Olivier übergab.

Nun erhob sich der Kaiser, mit ihm alle Anwesenden und mit einer festen Stimme, welche mühelos den ungeheuren Raum ausfüllte, antwortete Seine Majestät auf die Ansprache des Herrn Schneider.

Sämmtliche Theile dieser Rede waren wohl betont

und wurden von Allen jubelnd begrüßt. Als der Kaiser aber von liberalen Reformen sprach, welche er einzuführen gedachte und dabei den Ausdruck gebrauchte, daß er „in die Weisheit des französischen Volkes sein volles Vertrauen" setze, sah ich, wie das Gesicht des aufmerksam lauschenden Baron Haußmann einen eigenen Ausdruck annahm. Er schob das Kinn mit einer besonderen Bewegung des Mundes vor und indem er dabei den Kopf zurückwarf, schien er damit sagen zu wollen, daß *sein* Vertrauen *nicht* so groß sei als das des Monarchen.

Nach beendeter Ceremonie begaben die Majestäten sich in derselben Ordnung in ihre Gemächer in den Tuilerien zurück, — das unerschütterliche Kaiserreich schien für die Ewigkeit begründet zu sein.

---

## Viertes Capitel.

Nachdem der König von Preußen die einzige für die Würde und die Interessen Frankreichs nothwendige Garantie peremtorisch verweigert hatte, nämlich die Anwendung seiner Königlichen Autorität, um dem Prinzen von Hohenzollern ein- für allemal die Annahme der Spanischen Königskrone zu verbieten, sandte Herr von Bismarck an alle preußischen Staatskanzleien den Befehl, die Europäischen Cabinette officiell davon zu benachrichtigen, daß der König die Verhandlungen abgebrochen habe.

Die Beleidigung war eine blutige, das ganze Land empfand sie als eine solche, und durch das im süßesten Frieden schlummernde Frankreich lief ein Zornesbeben.

Die Zeitungen aller Parteien billigten die energische Haltung der Regierung vollkommen. So schrieb der „Univers“:

„Unsere Minister sind in diesem Falle das Organ der öffentlichen Meinung gewesen.“ —

Sämmtliche Journale ergingen sich in den gleichen Ausdrücken; Herr Armand Guéroult rief in der „Opinion nationale“ aus:

„Herr von Bismarck überschreitet alle Grenzen. Wenn

er den Frieden erhalten will, so soll er nachgeben, denn wir dürfen es nicht." —

Im „Gaulois" schrieb Herr Plasand:

„Zum ersten Male seit dem 23. Februar hat das Ministerium eine dem französischen Cabinet würdige Sprache geführt. Hätten wir uns auch diese letzte Beleidigung gefallen lassen, so hätte keine Frau in dieser ganzen Welt mehr die Hand eines Franzosen angenommen."

Die Physiognomie von Paris spiegelte sich am deutlichsten in der Bewegung der Presse und der politischen Kreise wieder. Volkshaufen zogen durch die Straßen und schrien: „Der Krieg! der Krieg!"

„Das ist mehr als Begeisterung, mehr als Erregung," sagte Herr Thiers, „das ist der Ausbruch leidenschaftlichen Zornes!"

Der englische Botschafter Lord Lyons richtete folgende Depesche, die als ein unparteiischer Zeuge die Stimmung schildert, an Lord Granville:

„Die Aufregung der Bevölkerung und die Gereiztheit der Armee sind derart, daß es zweifelhaft wurde, ob die Regierung dem so dringend ausgestoßenen Rufe nach dem Kriege hätte wiederstehen können, selbst wenn sie dadurch einen entschiedenen diplomatischen Erfolg errang. Man fühlte, daß es nach dem Erscheinen des preußischen Artikels in den Abendblättern schwer halten würde, die Wuth der Nation zu beschwichtigen und man glaubte allgemein, daß die Regierung sich verpflichtet fühlen würde, die Ungeduld durch die formelle Erklärung zu zügeln, daß es ihre Absicht sei, Rache zu nehmen an dem Vorgehen Preußens." (Depesche Nr. 60).

Am 7. Juli schrieb Herr Robert Mitchel im „Constitutionel“:

„Wenn, wie Alles uns zu glauben zwingt, das spanische Volk mit Entschiedenheit einen ihm aufgedrungenen König zurückweist, so haben wir von dem Berliner Cabinet nichts mehr zu verlangen.“

Darauf erwiderte Herr Leonce Détroyat am folgenden Tage:

„Wir sind mit den „Constitutionel“ nicht einer Meinung, denn wir glauben, daß Frankreich und ganz Europa berechtigt sind, von dem Berliner Cabinet Garantien zu fordern, welche für dasselbe bindend sind.“

Herr v. Girardin selbst schloß einen Artikel unter der Spitzmarke: „Ein Congreß oder der Krieg“ mit den Worten:

„Preußen wird sich weit eher weigern loszuschlagen, als das Werk des Herrn von Bismarck zu compromittiren. Nun gut, wir werden es mit Kolbenstößen in den Rücken zwingen, über den Rhein zu gehen und so das linke Ufer desselben säubern.“

Als man hoffen durfte, daß die Entsagung des Prinzen Leopold einen ernsten und dauernden Werth durch die souveräne Einwilligung erhalten würde und die Regierung einer friedlichen Lösung der Frage zuzuneigen schien, ward die Unzufriedenheit allgemein, und als der Kaiser nach Paris kam, wurde sein Wagen mit dem Rufe: „Krieg! Krieg!“ von der gereizten Menge umringt.

Sogleich nachdem Graf Benedetti die Erklärung des Königs von Preußen und die gewaltsame Art, mit der seine Regierung die Verweigerung seiner Königlichen Autorität gemeldet hatte, versammelte sich das Ministerium in Paris unter dem Vorsitz des Kaisers. Die Berathung

dauerte nicht weniger denn acht Stunden, ihr Resultat war die Kriegserklärung. Während des Conseils beobachtete der Kaiser mit der strengsten Loyalität, die ihn seit der Mäßigung der Verfassung niemals verlassen hat, das unbeschränkte Recht der Kritik seiner Minister, indem er den Rath eines Jeden anhörte und all' ihre Ansichten sammelte.

Nach der Berathung hatte der Kaiser eine Unterredung mit dem preußischen Gesandten, Baron v. Werthern, der noch an demselben Abend von seiner Regierung zurückberufen, Paris verließ und nach Berlin zurückkehrte.

Es war nun die Pflicht der Regierung unverzügliche Maßregeln zu treffen, um den Nothwendigkeiten des Krieges zu entsprechen. Es bedurfte dazu nur der Einwilligung der Kammern, die auf der Stelle einberufen wurden, so daß Herr Emile Ollivier dem Gesetzgebenden Körper schon am 15. Juli eine Creditforderung über fünfzig Millionen zur Mobilisirung der Truppen vorlegen konnte.

Diese Forderung begegnete bei den Gegnern der Kaiserlichen Regierung einer Weigerung, deren Verkündigung Herr Thiers selbst übernahm. Er legte alle die Zweifel des beunruhigten Volksgewissens Europa gegenüber durch die Verantwortlichkeit einer angreifenden Haltung dar, und indem er vollständig das Unrecht Preußens anerkannte, beschwor er die Regierung, dem Könige von Preußen die Verantwortung eines Angriffes zu überlassen.

Leider vergaß Herr Thiers bei dieser Rede ganz, daß er sich seit Sadowa mehrmals jährlich in melancholischen Klagen über die Erniedrigung Frankreichs vor dem immer mächtiger werdenden Preußen ergangen hatte.

Er bestand ferner auf der Nothwendigkeit einer abwartenden Haltung zur Erreichung einer Vermittelung der

fremden Mächte. Aber Rußland und England hatten sich schon vergeblich in's Mittel gelegt, denn Preußen wies beständig ihre Versuche zur Aussöhnung zurück.

Der Herzog von Grammont erwiderte auf die Ausführungen des Herrn Thiers, daß, wenn Frankreich noch länger gewartet hätte, um eine Intervention der Mächte zu erlangen, es Preußen dadurch nur Zeit gegeben hätte, seine Rüstung zu vervollständigen und uns mit um so größerem Vortheil anzugreifen.

Die Berathungen erreichten schließlich die äußersten Grenzen des Ungestüms und der Heftigkeit zwischen den verschiedenen Parteien der Kammer, die sich mit Anschuldigungen und Beleidigungen überhäuften.

Inmitten eines maßlosen Lärms antwortete Herr Emilie Ollivier auf die Rede des Herrn Thiers indem er es unternahm, die Haltung der Regierung mit seiner großen Rednergabe, die sich auf seinen Lippen zum Wohlklange gestaltete, zu erläutern.

„Wir sind davon überzeugt," sagte er, „daß unnöthige Kriege Verbrechen sind, und wenn wir uns trostlosen Herzens zu diesem Kriege entschließen, zu dem Preußen uns zwingt, so geschieht es, weil er eine dringende Nothwendigkeit geworden ist. (Hochrufen und Zustimmung.)

„Auch wir haben während unserer gestrigen achtstündigen Berathung beständig vor Augen gehabt, daß es schmerzlich und bitter zugleich ist, in unserem Jahrhundert das Zeichen zu geben zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen zwei civilisirten Staaten. Wir haben nicht darüber gesprochen, ob der Augenblick, Preußen anzugreifen, günstig oder ungünstig ist, denn wir wollen weder über Preußen noch über England herfallen. Aber wir stehen Angesichts

einer Ehrenkränkung die wir uns nicht gefallen lassen dürfen, Angesichts einer Drohung, die, wenn wir sie zur Ausführung kommen lassen, uns auf die unterste Rangstufe der Staaten herabdrücken muß. (Sehr gut! Bravo! Sehr richtig!) Noch vor wenig Wochen war Europa glücklich und im Frieden — wer hat nun aus heiterem Himmel einen Sturm hervorgerufen? Sind wir es, oder die, welche Sie (sich an die äußerste Linke wendend:) vertheidigen? Hatten wir die verbrecherische Laune, Zündstoff in's Pulver zu werfen, um dann darüber erstaunt zu sein, daß eine Explosion daraus entstand?"

Hier lohnt es sich, an einen Zwischenfall zu erinnern, dessen sich die politischen Leidenschaften bemächtigt hatten, um die Haltung des Herrn Emile Ollivier Angesichts der Kriegserklärung zu brandmarken. Er hatte ein Wort, eine Phrase gebraucht, die man ihm seitdem oft als ein Zeichen der Inconsequenz und des Leichtsinns inmitten des Ernstes der Lage vorgeworfen hat. Nach dem Berichte des Moniteurs verhielt sich die Sache wie folgt.

„Ja," fuhr Ollivier in seiner Rede fort, „mit diesem Tage beginnt für die Minister, meine Collegen uud für mich eine große Verantwortlichkeit, (Ruf links: „Ja!") Aber wir nehmen sie leichten Herzens auf uns! (Heftiger Widerspruch links) Ja, leichten Herzens! Machen Sie keine Zweideutigkeit aus diesem Worte, und glauben Sie nicht, daß ich es freudig ausspreche, denn ich habe Ihnen selbst gesagt, welchen Kummer es mir macht, zum Kriege verdammt zu sein. Ich meine ein Herz, das kein Vorwurf beschwert, ein vertrauensvolles Herz, denn der Krieg, vor dem wir stehen, ist uns aufgezwungen worden. Wir haben Alles gethan, was human und ehrenhaft ist, um ihn

zu verhindern! Endlich aber, weil unsere Sache gerecht ist und wir Vertrauen in die französischen Waffen setzen! (Großer Beifall.)

In derselben Sitzung kam Herr Jules Favre besonders noch auf den Satz von dem „leichten Herzen,“ zurück, doch Herr Emile Ollivier unterbrach ihn sofort mit den Worten:

„Keine Silbenstecherei, mein Herr! Ich habe gesagt: leichten Herzens, weil man bei treuer Pflichterfüllung kein schweres Herz haben kann!“

Diese Redewendung, welche so viel des Zornes wach rief, war im bildlichen Sinne angewendet und der Ausdruck eines Gebildeten. Niemals hatte er auf den Lippen dessen, der ihn gebraucht, den Sinn einer freudigen Sorglosigkeit, die man seitdem oft gesucht hat, ihm beizumessen.

Die Creditforderung wurde von der Kammer einstimmig gegen sechs Stimmen der Linken, bewilligt. Die anderen Vorlagen erhielten eine absolute Stimmeneinheit.

Am folgenden Tage wurde die Haltung der äußersten Linken von den Zeitungen schwer getadelt; unter ihnen ließ sich die Ultra-Liberale „Opinion nationale“ durch die Feder des Herrn Adolph Guéroult folgendermaßen vernehmen:

„Die Linke hat sich gestern — so leid es mir thut, muß es gesagt werden, völlig vergessen, denn sie hat dem Nationalgefühl und der gebotenen Vorsicht, die französische Begeisterung nicht zu schwächen, ihren Groll und ihre Besorgnisse vorangestellt. Die Worte, welche Herr Arago hören ließ, werden sicher einmal auf den, der sie gesprochen und auf die, welche ihnen zustimmten, zurückfallen. Was Herrn Thiers anbetrifft, so wäre es für seinen

Nachruhm besser gewesen, wenn er seine Laufbahn vor diesem Tage beschlossen hätte. (16. Juli).

Trotzdem hat Herr Thiers, dessen Einfluß mit dem Unglück wuchs, das uns verfolgte, von Stund an nicht aufgehört aus dem Hinterhalt, aus welchem er die angreifende Politik in Bewegung setzte, das Mißtrauen zu nähren und alle Täuschungen zu verschlimmern. Während dieser ganzen schmerzensreichen Periode war seine Haltung von bewunderungswerther Klugheit, denn niemals war ein Staatsmann gewandter als er. Man mußte ihn sehen, mit welcher Kühle er die bizarren Sprünge der Politik inmitten des Jammers seines Vaterlandes beobachtete, es war ein seltsames Schauspiel der — Kühnheit, das der ehemalige Minister Louis-Philipps gab, dessen seit zwanzig Jahren wieder aufgetauchte Person mit einem Schlage nach dem 4. September zur Größe und zur Macht gelangte.

Der Ausgangspunkt für das Gebahren des Herrn Thiers während der Monate Juli und August des Jahres 1870 ist wenig bekannt, aber er ist als Detail pikant genug.

Am 4. Juli begab sich der Ordonnanzoffizier des Kaisers, Marquis von Massa, der durch verwandtschaftliche Bande zu den Intimen des Herrn Thiers zählte, zu der Herzogin von Mouchy, an welche er eine Vertrauensbotschaft hatte. Herr Thiers, der während seines ganzen Lebens von dem Durst nach der Macht gequält wurde, und in seiner Person allein das französische Vaterland verkörpert sah, fühlte in sich Alles Sinnen und Trachten nach dem Regiment wieder erwachen, als die ministeriellen Befugnisse sich ausdehnten. Jetzt wünschte er in die Regierung des Kaisers einzutreten, denn diese Vereinigung der Kräfte dünkte ihm würdig seiner Zeit. Bevor er indeß mit

seinen Anträgen hervortrat, suchte er auf Umwegen eine Annäherung an die Regierung, aber sei es, daß man ihn nicht verstand, oder sei es, daß man ihn nicht wünschte, kurz, er erhielt nie eine Antwort. Nun verbrannte er wie Cortez seine Schiffe hinter sich, beauftragte einen Abgeordneten mit endgültigen Vorschlägen und forderte durch diesen mit seinem gewöhnlichen Ungestüm eine Beschleunigung der Angelegenheit und einen umgehenden Bescheid.

Die Herzogin von Mouchy mußte sich von dem Marquis von Massa Alles wiederholen lassen, ehe sie an die Wirklichkeit seiner Mission glauben konnte, denn er erklärte förmlich und feierlich, daß er im Auftrage des Herrn Thiers käme, der die Herzogin bitten lasse, die Kaiserin dahin zu bestimmen, daß seine dem Kaiser angebotenen Dienste angenommen würden!

Herr Thiers war stets sehr unterrichtet von der europäischen Politik und glaubte, daß ein Krieg mit Preußen nahe bevorstehend und unmöglich zu vermeiden sei.

„Der Kaiser wird erfahrener Männer bedürfen," hatte er dem Marquis von Massa auseinandergesetzt. „Ich habe in der Kammer großen Einfluß und besitze deren volles Vertrauen in den Fragen der militairischen Organisation, mit denen ich mich stets viel beschäftigt habe. Meine Stimme gilt darin mehr als die der Andern. Sagen Sie dem Kaiser (durch die Herzogin von Mouchy), daß der Krieg mit Preußen der Traum meines ganzen Lebens sei und daß ich mich ihm unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu seiner Verfügung stelle mit meiner Mitwirkung und meiner Ergebenheit!"

Die Herzogin von Mouchy war sich vollkommen der Bedeutung eines derartigen Schrittes von Seiten eines

Politikers, wie Herr Thiers, bewußt. Sie ließ sofort anspannen und fuhr nach St. Cloud, wo sich der Hof befand, aber sie verhehlte sich nicht, daß sie mit ihrem Auftrag großes Erstaunen wachrufen mußte. Im Uebrigen war ihre Rolle eine sehr einfache, denn sie hatte nur einen Auftrag zu wiederholen.

Als sie in St. Cloud anlangte, hörte sie, daß die Kaiserin nach Paris gefahren sei und sie war eben im Begriff, wieder zurückzukehren, als der Kaiser sie von den Fenstern seines Arbeitszimmers aus bemerkte, und den Wagen der Herzogin von Mouchy erkennend, bitten ließ, auszusteigen.

Seine Majestät war gerade im Begriff auszugehen und bat die Herzogin, ihn auf seinem Spaziergange zu begleiten, und während sie durch die schattige Platanenallee schritten, welche die Anlagen umgiebt, erklärte die Herzogin von Mouchy dem Kaiser den Zweck ihres Besuches.

Der Monarch hörte ihr mit der größten Aufmerksamkeit zu und zergliederte dann im Weitergehen die politische Rolle, welche Herr Thiers sein Leben hindurch gespielt.

„Man hat ihn einen Umsturzmann genannt," sagte der Kaiser, „aber er ist trotzdem ein Mann von Talent und Wissen und ich hätte auch nie gezögert, ihn in das Ministerium zu berufen, wenn ich überzeugt gewesen wäre, daß seine Dienste dem Vaterland zum Nutzen gereichen würden. Aber ich selbst habe meine eigenen Rechte verkürzt, indem ich eine parlamentarische Regierung einführte, — ich kann heute nicht mehr die Minister ernennen, welche mir genehm sind, sondern das Parlament hat dieselben erst nach meiner Wahl zu designiren; wollen Sie die Güte

haben, dies Herrn Thiers als Antwort zukommen zu lassen! Er ist ein alter Parlamentsmann und wird mich verstehen. Sagen Sie ihm auch, daß mich sein Entgegenkommen gerührt hat und daß ich ihm dafür Dank sage, denn ich weiß, daß man auf die Vaterlandsliebe des Historiographen des Consulats und des Kaiserreiches in den Reihen der Opposition wie im Ministerium bauen darf." —

Als die Herzogin von Mouchy nach dieser Unterredung heimkehrte, fand sie den Marquis von Massa bei sich vor und sie wiederholte ihm mit gewissenhaftester Treue sämmtliche Worte, welche der Kaiser ihr für Herrn Thiers aufgetragen hatte.

Am folgenden Tage, also am 4. Juli, ließ Herr Thiers auf der Tribüne durch Herrn Cochey eine Interpellation einbringen, in welcher er die Regierung aufforderte, der Kammer Aufklärungen über den Stand der Hohenzollernfrage zu geben.

Die Parlamentsreden bewegen sich nicht in den Grenzen der diplomatischen Sprache, welche jedes Wort berechnet und erwägt, und so wurden die Indiscretionen der Rednertribüne und der Presse nur zu einer Quelle der Verwicklung für die sich schon in der schwierigsten Lage befindlichen Regierung. Diese Interpellation hieß also nur den Feuerbrand der Uneinigkeit entzünden.

Der als Politiker ebenso gewandte wie erfahrene Herr Thiers hätte das bedenken und nicht noch seine parlamentarische Malice wider seine Gegner, in deren Händen das Geschick des Vaterlandes lag, zuspitzen sollen, besonders unter den obwaltenden kritischen und mißlichen Verhältnissen. Die Interpellation war aber nur die Ein-

leitung zu der Rede, in welcher Herr Thiers am 15. Juli die Vertagung des Krieges forderte.

Man darf hier wohl fragen, welche Rolle Herr Thiers gespielt hätte, wenn der Kaiser ihn unter Annahme seiner Propositionen in das Ministerium berief?

Nach den ersten Niederlagen versicherte Herr Thiers am 12. August von der Rednertribüne herab, daß er nie aufgehört habe, die Regierung auf die Mangelhaftigkeit unserer Vorbereitungen aufmerksam zu machen, und vor dem Ausbruch des Krieges seit dem 15. Juli seine Besorgnisse kundgegeben habe.

„Es giebt nicht einen Minister,“ rief er, „der mich nicht voll Leidenschaft die Worte sagen hörte: „Wir sind nicht bereit, man hat das Land betrogen!“ —

Warum, wenn dies seine Ueberzeugung war, hat er dieselbe am 15. Juli nicht ausgesprochen? Warum hat er erst am 12. August dem Feinde diese werthvolle Eröffnung gemacht, die so wenig geeignet war, den Muth unserer Soldaten zu beleben?

Warum, wenn Herr Thiers eine derartige schlechte Meinung von unseren Actionsmitteln hatte und es nach dem 4. September keine Armee mehr gab, warum hat er nicht seinen ganzen Einfluß zur Einstellung der Feindseligkeiten aufgeboten, statt wie die der Sündfluth entronnene Taube durch ganz Europa zu flattern? Ach, es war leider kein Oelzweig, den er dem in Todeszuckungen liegenden Vaterlande heimbrachten.

Wollte Gott, daß die Gabe des zweiten Gesichts und der Prophezeiung, deren Herr Thiers sich rühmte, ihn nicht verlassen hätte, als er an die Spitze der Regierung trat! Er hätte uns die Commune erspart, wenn er nicht, trotz

allen Wiederrathens, die revolutionären Kundgebungen der Bewohner von Belleville als Kinderspiele betrachtet und es verweigert hätte, die Nationalgarde zu entwaffnen. Wir hätten dann die französischen Kanonen nicht gegen uns selbst gerichtet, Paris nicht in Asche gelegt, nicht den Mordbrennern, der Plünderung und dem Brande überantwortet gesehen. Dann wäre auch unsere aus der Gefangenschaft zurückkehrende Armee nicht gezwungen gewesen, einen grausamen Sieg über die von den Niederlagen und den Leiden der Belagerung Erschöpften zu erringen, welche von niederträchtigen Einflüsterungen verwirrt und zur Empörung getrieben worden waren. Das waren blutige Maßregeln, welche das Vaterland von zwei Seiten zugleich trafen, und die uns zuviel der Feinde eigener Nation zurückgelassen haben.

Die Kriegserklärung wurde in Berlin am 18. Juni durch den ersten Gesandschaftssecretair, Herrn Le Sound notificirt. Er verlas das diplomatische Document unter Entfaltung der üblichen Ceremonien um 12 Uhr Mittags in Gegenwart des Ministerpräsidenten.

Oberst Stoffel verspürte als einer der Ersten den Ausbruch des preußischen Charakters, den er als unfreundlich, ziemlich anmaßend und der Großmuth baar geschildert. (! ! ! D. U.) Seine militärischen Berichte waren in den geheimen Abtheilungen der Staatskanzlei in Berlin wohl bekannt und hatten ihm das Mißtrauen der preußischen Regierung zugezogen, und so erhielt er am 16. Juli den groben Rath, Berlin zu verlassen, trotzdem seine Beziehungen zum Hofe, zu dem Marschall v. Moltke und Herrn v. Bismarck dessen Gast er im engsten Kreise zu Varzin oft gewesen, stets die Besten waren. Man fügte sogar im Namen der

Herren v. Bismarck und Moltke hinzu, daß, wenn er sich am 19., am Tage der Abreise der französischen Gesandschaft, noch auf preußischem Gebiet befände, man ihn als Kriegsgefangener betrachten und auf eine Festung bringen würde. Es war eine unverzügliche Ausweisung.

Seit einigen Tagen schon war die Stellung des Oberst Stoffel in Berlin eine kritische gewesen, denn man klagte ihn an, den Krieg begünstigt zu haben. Der Pöbel umzingelte sein Haus und mit Steinen bewaffnete Leute lauerten ihm auf, um ihm eine üble Abreise zu bereiten, so daß die Polizei Maßregeln ergreifen mußte, um seine Fahrt zum Bahnhofe zu schützen.

Am 20. Juli verkündete der Herzog von Grammont den Kammern officiell die Kriegserklärung, und am 21. begab der Senat sich in seiner ganzen Stärke nach St. Cloud, um dem Kaiser zu huldigen. Herr Rouher erläuterte dabei in einer fesselnden Rede die Uebereinstimmung, in welcher sich der große Staatskörper mit der kaiserlichen Politik befinde und sprach mit Begeisterung von den Siegen, die unsere Waffen begleiten würden. Während er sprach verhielt der Kaiser sich ernst und nachdenklich.

„Wir stehen vor einem schweren Kampf," sagte er dann, „Frankreich wird der Hilfe aller seiner Kinder bedürfen."

Diejenigen, welche dieser denkwürdigen Scene beiwohnten, dieser letzten Unterredung des Monarchen mit einem der großen Staatskörper, wird die Bewegung und die Seelenqualen nicht vergessen, welche sich zu öfteren Malen während der Worte des Kaisers und des Herrn Rouher in den Zügen der Kaiserin wiederspiegelten.

Am folgenden Tage, dem 22., wurde der gesetzgebende

Körper empfangen und der Kaiser erwiderte auf die Ansprache des Herrn Schneider folgendes:

„Es gewährt mir eine hohe Befriedigung, Ihnen am Vorabend meiner Abreise zur Armee für die patriotischen Hilfsleistungen danken zu dürfen, mit denen Sie meine Regierung unterstützt haben. Ein Krieg muß gerecht sein, wenn er sich auf den Wunsch des Volkes und auf die Zustimmung seiner Vertreter stützt. Sie haben alle Ursache, sich der Worte Montesquieu's zu erinnern: „Der wahre Urheber des Krieges ist nicht der, der ihn erklärt, sondern der, der ihn nothwendig macht. Wir haben Alles was von uns abhing, angewandt, um ihn zu verhindern, aber es ist die Nation selbst, die in ihrer unwiderstehlichen Begeisterung unsere Entscheidung dictirt hat. Ich vertraue Ihnen, indem ich von hinnen gehe, die Kaiserin an, welche Sie um sich berufen wird, wenn die Umstände es erfordern. Sie wird jenen Muth zu finden wissen, den ihre Stellung von ihr fordert."

Die Proclamation, in welcher der Kaiser den Krieg erklärt, zählt alle unsere Anklagen gegen Preußen auf und endet mit den Worten:

„Was uns betrifft, so fordern wir die Einsetzung eines Standes der Dinge, der unsere Sicherheit und die Zukunft verbürgt. Wir wollen uns einen dauernden Frieden erkämpfen, der sich auf die wahren Interessen des Volkes begründet und jenen zweifelhaften Zustand verbannen, in welchem alle Nationen all' ihre Hilfsmittel anwenden um sich gegen einander zu waffnen. Das ruhmreiche Banner, das wir abermals vor denen entrollen, die uns herausfordern, ist dasselbe, das durch ganz Europa die Culturideen unserer großen Revolution getragen hat. Es

verkörpert dieselben Grundsätze, es flößt dieselbe Hingabe ein.

Franzosen!

Ich selbst stelle mich an die Spitze dieser tapfern Armee, welche beseelt ist von dem Pflichtgefühl und der Vaterlandsliebe! Sie weiß, was sie will, denn sie hat gesehen, wie ihr durch vier Welttheile der Sieg gefolgt ist. Ich nehme meinen Sohn, trotz seiner Jugend mit mir, damit er weiß, welche Pflichten sein Name ihm auferlegt und er ist stolz darauf, an den Gefahren derer theilnehmen zu dürfen, welche für das Vaterland kämpfen. Gott segne unser Beginnen! Ein großes Volk, das eine gerechte Sache vertheidigt, ist unbesiegbar."

Der Kaiserliche Prinz war außer sich vor Freude, als er hörte, daß er seinen Vater zur Armee begleiten durfte, war er doch erst vierzehn Jahre alt! Das sind die Jünglingsjahre, in denen die jugendliche Einbildungskraft in den Erzählungen patriotischer Heldenthaten schwelgt, und der Prinz hatte schon in seinen großen blauen Augen ein Feuer, das einen Heldengeist verrieth. Louis Conneau, der Gefährte seiner Spiele und seiner Studien, hatte gebeten, ihn begleiten zu dürfen.

„Mein Sohn geht nicht zur Armee, um Soldat zu spielen, sondern um zu lernen, wie man ein Herrscher wird," erwiderte der Kaiser. Hätte Gott doch gewollt, daß Louis Conneau zehn Jahre später den Prinzen, dessen Gefährte er allzeit blieb, begleitet hätte! Eine Freundeshand, welche den Zügel des vor den urplötzlich an den Ufern des Ityotiozi aufgetauchten schwarzen Soldaten scheuenden Pferdes ergriffen und sein Durchgehen verhindert hätte, wäre genügend gewesen, das Leben des Kaiserlichen Prinzen

zu retten, der allein und verlassen in die Mitte der Zulus gerieth und von diesen ermordet wurde.

Währenddem wurde die Mobilmachung jenseits des Rheines mit Eile betrieben, denn in Preußen hatte das Volk durch lange Jahre hindurch eine militairische Erziehung erhalten, welche ihm zur mächtigen Triebkraft wurde.

Bei uns beurtheilte ein Jeder die Ereignisse nach seinem Temperament und nach seinen Interessen, ohne sich weiter um die Ursachen zu kümmern, und das Waffengeklirr behagte den Söhnen der Gallier. Auch die Frauen unserer Rasse haben alle einige Tropfen jenes gallischeu Blutes in den Adern, das so viele Helden erzeugt.

Der Krieg von 1870 war am Anfang populär, denn Frankreich setzte vollen Glauben in das Glück seiner seit 18 Jahren stets siegreich gewesenen Armee.

Seit dem Entstehen des Hohenzollern-Conflictes, dessen Name allzeit mit den schmerzlichsten Erinnerungen unserer Geschichte verknüpft bleiben wird, Frankreich in Ruinen verwandelte und den französischen Herzen so viele unheilbare Wunden schlug — seit dem Beginn der Hohenzollern-Frage hatten sich in der öffentlichen Meinung zwei Gegenströmungen gebildet.

Die eine derselben pries den Krieg in dem Wunsche, die Würde der Nation zu sichern, vor Allem aber, um dem lästigen Friedenszustande ein Ende zu machen, in welchem die ganzen Kräfte des Volkes der Armee im Falle eines Krieges zu Gute kamen. Diese Partei kannte auch die patriotische Weisheit des Kaisers und setzte jenes Vertrauen in unsere Rüstungen, das sich durch die berufensten Redner von der Tribüne herab kundgab.

Marschall Niel wandte sich u. A. am 9. April 1869 mit folgenden Worten an den Senat:

„Unser Zustand ist derartig, daß wir niemals überrumpelt werden können, weil die Friedensstärke der Armee verbunden mit ihrer wohlüberlegten und von dem Kaiser selbst veranlaßten Organisirung eine Garantie dagegen bietet, Dank auch unserer Verproviantirungen, welche ich als ein geheiligtes Depot betrachte, das man nur in Kriegszeiten angreifen darf, — Dank endlich unserer Reserven, die sich auf einer ehrfurchtgebietenden Stufe befinden.“

Am 12. April 1869 fügte der Marschall Niel noch hinzu:

„Ob wir uns im Krieg oder Frieden befinden, das ist dem Kriegsminister gleich, denn er ist stets bereit.“

Der Gedanke an einen Krieg verursachte einen starken Protest in den politischen Sphären, unter den Gegnern der Regierung, und aus andern Ursachen auch unter denjenigen, deren Geschick mit dem des Kaiserreiches eng verknüpft war, denn der demokratische Ursprung der Kaiserlichen Regierung ließ keine Illusion zu über die Folgen eines unglücklichen Feldzuges. Das besiegte Frankreich war der Sturz der Dynastie, und weder der Kaiser noch auch die Kaiserin, die man damals eines so starken Einflusses auf die Entscheidung des Kaisers zieh, haben die Lage der Dinge durchaus nicht anders beurtheilt. Denn das Wort: „Das ist mein Krieg,“ das man bei Beginn des Feldzuges gewagt hat, der Kaiserin in den Mund zu legen, ist nichts als eine abscheuliche und lächerliche Verläumdung, welche die Zeit schon widerlegt hat.

Die Kaiserin fürchtete im Gegentheil nichts mehr als gerade diesen Krieg.

Voll von ernsten Befürchtungen wandte sie sich nach Beendigung des achtstündigen Ministerrath an den Präsidenten desselben, Herrn von Parieu und fragte ihn, was er von den getroffenen Entscheidungen halte, denn er wurde als ein Mann von hohem Gerechtigkeitsgefühl und geradem Charakter von beiden Majestäten sehr geschätzt.

„Madame," erwiderte er, „ich glaube, daß, wenn England eine Form finden könnte, welche uns erlaubt, diesen Krieg zu vermeiden, es Frankreich einen großen Dienst erweisen würde."

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht," entgegnete die Kaiserin ernst.

Als am Abend der Kriegserklärung Paris von lärmenden Kundgebungen wiederhallte, ging die Kaiserin still und in sich gekehrt in dem Park von St. Cloud spazieren und betrachtete von fern den Lichtschein der beleuchteten Riesenstadt. Sie war an jenem Abend vollständig in sich versunken, so daß Frau von Saulcy, die Palastdame vom Dienst lebhaft betroffen war von dem Ausdruck solch' tiefer Traurigkeit, die in grellem Gegensatz stand zu der Erregung dieses Tages, der so viel Menschen gebracht, an dem so viel gesagt worden war. Der Palastpräfect des Schlosses, Baron von Vareignes, welcher die Kaiserin gleichfalls begleitete, konnte nicht umhin, eine Bemerkung darüber zu machen.

„Warum wollen Sie nicht, daß ich auf's tiefste beunruhigt bin am Vorabend der kommenden Ereignisse?" entgegnete die Kaiserin. „Ich sehe ein großes Reich, das friedliche und blühende Frankreich zu einem Kampf ge-

rüstet, der, selbst wenn er uns den Sieg bringt, soviel Verwüstung, soviel der Trauer im Gefolge haben muß. Frankreichs Ehre steht auf dem Spiele, — aber welch' ein Unheil muß hereinbrechen, wenn das Glück uns verläßt, denn wir haben nur eine einzige Karte zum Ausspielen. Sind wir nicht siegreich, so wird Frankreich nicht allein vermindert und gebrandschatzt werden, sondern auch in den Abgrund einer der schrecklichsten Revolutionen, die man je gesehen, versinken! —"

Die von den geheimen Anschlägen gewisser Gegner des Kaiserreichs wohl unterrichtete Kaiserin sah schon die Rolle voraus, welche vom Augenblick unserer ersten Niederlagen an diejenigen spielen würden, die sie später nach den Empörungen und dem Massacre der Pompiers zu Villette sehr mit Recht die vierte Armee Bismarcks nennen konnte!

Ich bewohnte seit meiner Vermählung während der größeren Hälfte des Jahres stets das im Departement von Aisne dicht bei dem alten Schlosse von Coucy gelegene Schloß von Nogent, wo Herr Carette große Ländereien besaß, und ich kam nur dann nach Paris, wenn ich den Dienst bei der Kaiserin hatte.

Aisne, als ein Departement, das der Grenze nahe lag, berief sogleich, nachdem der Mobilisationsbefehl erschienen war, all seine Reservisten unter die Fahne, sowie auch die Mobilgarde und die Landwehr, so daß die ganze militärische Bewegung sich vor uns vollzog.

Zugleich mit dem Decret erschien ein Aufruf an die Vaterlandsliebe, in welchem die Anwerbung von Freiwilligen empfohlen wurde. Alle Klassen der Gesellschaft trugen dazu ein großartiges Contingent bei, und es erschienen junge

Leute, die man bisher nur gewohnt war, als unnütze Stutzer zu betrachten, welche aber während dieses ganzen anstrengenden Feldzuges viele Beweise großen Muthes, der Selbstverleugnung und sonstiger militärischer Tugenden gaben.

Die ersten und lebhaftesten Eindrücke des Krieges hatte ich in jener Epoche, als die Mobilisirungsarbeiten begannen. In unseren Farmen befanden sich Pferde, welche zur Aushebung bezeichnet worden waren und Gensdarmes erschienen mit einem Befehl, um die Thiere zu requiriren. Der Galopp dieser Pferde, auf denen die uniformirten Reiter sich hastig entfernten, hallte durch die Stille des Landes und gab meiner Einbildungskraft ein Bild des Kampfes und der Schlachten. Seitdem gewann der Krieg für mich Gestalt und ich begriff, daß das Geschick der Nation in der Stunde besiegelt sei, in welcher diese kleinen Reitertrupps sich zu einem Heer in Waffen vereint haben würden.

Von dieser Zeit ab wimmelte das Land von verabschiedeten Soldaten und Reservisten, die sich nach Laon begaben, wo die Vereinigung stattfand und man die Leute nach den verschiedenen Armeecorps absandte. Alle schienen sie frohen Muthes, und wurden, wo sie sich sehen ließen, sympathisch begrüßt.

In Laon fanden leider Ruhestörungen statt, da die Militair-Verwaltung in großer Sorglosigkeit nichts zum Empfange dieser Massen von Soldaten vorbereitet hatte. Sie fanden kein Quartier, kein Nachtlager, und so drängten sich die zum größten Theil ermüdeten Leute in die Wirthshäuser, wo sie im Trunk ihre kleine Baarschaft vergeudeten. Einmal betrunken, waren sie dann schwer zu leiten.

So brach am 28. Juli eine Art von Emeute, durchhallt von aufrührerischen Rufen, in Laon aus, und nur mit großer Mühe gelang es dem Präfecten, Herrn Ferrand und dem Festungscommandanten, General Thérémin d'Asme die Leute zu beruhigen und sie, begleitet von einem Musikcorps, zur Abreise auf den Bahnhof zu führen.

Die Generalidee des Feldzuges war die, daß wir nach einigen größeren Gefechten an der Grenze die Linie der Preußen durchbrechen und den Ruf des Volkes: „Nach Berlin!" zur Wirklichkeit machen sollten. Unsere siegreichen Truppen waren dazu bestimmt, auf's Neue den Boden zu betreten, auf dem ihre Väter bei Jena, Auerstädt, Magdeburg und Berlin gestanden. „Nach Berlin!" Das war der Ruf, mit welchem die ersten Garden am 20. Juli unter jubelnden Zurufen Paris verließen, mit diesem Ruf schifften unsere afrikanischen Regimenter sich ein, um zur Armee zu stoßen, und dieser Ruf begeisterte am 22. Juli in der Oper das Publicum wie zu einem hohen Fest.

Es war bekannt geworden, daß der Kaiser der Vorstellung der „Stummen von Portici" beiwohnen, und daß Frau Marie Saß darin die Marseillaise singen würde.

Die patriotische Begeisterung, die uns erfaßte, vertilgte das Brandmal der Revolution, das sich an dieses Lied heftete, und überdies war es auf Befehl gesungen.

Am 18. Juli hatte der Kaiser die Voltigeuroffiziere der Garde, die zur Armee abgingen, zum Diener nach St. Cloud eingeladen. Die vielen jungen, von kriegerischem Geiste erfüllten Männer belebten mit ihren glänzenden Uniformen die Apollogallerie, einen der schönsten Räume unserer Schlösser mit seiner eleganten Architektur, seinen

köstlichen Gemälden und seiner cassettirten Decke, deren Vergoldung im Scheine der Lichter funkelte und schimmerte. Gegen Ende des Mahles gab der Kaiser mit leiser Stimme einen Befehl, worauf das Musikcorps, das die Tafelmusik ausgeführt hatte, die Marseillaise intonirte, denn der Kaiser wußte, daß der alte Refrain dieses Liedes das unsere Armee auf ihren Siegen begleitet hatte, jede Fiber der Vaterlandsliebe in den um ihn versammelten Offizieren erbeben lassen mußte. Und in der That erhoben sie sich schon nach den ersten Tacten, und mischten aufgerichteten Hauptes unter dem Zusammenklingen der Gläser die Rufe: „Es lebe der Kaiser! Es lebe Frankreich! Nach Berlin!“ mit den Klängen der Musik.

Es sind von ihnen nicht Viele zurückgekehrt, denn die Mehrzahl blieb auf dem Schlachtfelde und nur noch die Erinnerung an sie weilt auf den Trümmern des zerstörten Schlosses.

Zwar waren der Kaiser und die Kaiserin nicht zu der Opernvorstellung erschienen, aber die elegante und vornehme Welt von Paris hatte sich dazu ein Rendezvous gegeben. Als Frau Maria Saß erschien, mit ihrer königlichen Haltung, gekleidet in ein weißes, griechisches Gewand, den langschleppenden Mantel besäet mit Bienen, in der Hand das dreifarbige Banner, da brach von allen Sitzen ein unerhörter Beifallssturm los und inmitten dieser unbeschreiblichen Erregung intonirte sie die ersten Töne der Marseillaise, bei denen sich die Herzogin von Mouchy erhob.

Zufällig trug sie an diesem Abende eine weiße Robe mitr othen Schleifen verziert und im Haar einen Kranz von Kornblumen, der ihr schönes Profil reizend krönte. Sofort rief eine Stimme, und zwar die des Herrn Emile Girardin:

„Aufstehen!“ — und im selben Augenblick erhob sich das ganze Publicum; die Stimme der Zuschauer vereinte sich mit den Chören und der Gesang erstickte in den tausendfältig wiederholten Rufen: „Es lebe Frankreich! Nach Berlin! Es lebe der Kaiser!“ — Das waren die letzten Festklänge, welche in dem Herzen des Monarchen wiederhallten.

Wie weit entfernt war diese Marseillaise von dem unheilvollen Ausdruck, den ihr ein trunkener Pöbel in den Tagen der Revolution verleiht! Und weit entfernt war uns damals der Gedanke, daß Feinde die Schwelle unseres Vaterlandes überschreiten sollten.

Alle den Kriegsvorbereitungen ferner stehende Ereignisse gingen unbeachtet vorüber, trotzdem verursachte die Nachricht vom Tode des Herrn Prévost-Paradol, unseres Gesandten in Washington, eine lebhafte Erregung. Er war als ein brillanter und energischer Schriftsteller zuerst im „Journal des Débats“ während eines Federkrieges zwischen den Parteien der Opposition aufgetreten und die Glätte, sowie der Stil seiner Artikel ließ sich mit dem der besten Schriftsteller des XVIII. Jahrhunderts vergleichen.

Als ein Anhänger des Herrn Emile Ollivier traf er im Salon der Marquise von Agoult, bei der die Opposition lange Zeit hindurch eine angenehme Heimstätte fand, oft mit dem Prinzen Napoleon zusammen — in jener Epoche war es denn auch, wo er mit beißender Ironie umhüllte Pfeile gegen die Macht abschoß, der er später dienen sollte.

Als im Jahre 1868 sein Buch: „La France Nouvelle“ erschien, bat Herr Prévost-Paradol einen seiner Freunde, es dem Kaiser zu überreichen, indem er hinzufügte, daß es keine persönlichen Angriffe enthalte.

„Ich bin ein Gegner des Systems, nicht aber der Dynastie,“ pflegte er zu sagen, der Kaiser aber nahm diese Huldigung mit einem Lächeln entgegen. Später, nach dem 2. Januar bat Herr Prévost-Paradol die neuen Minister, unter denen er alte Freunde hatte, ihm den Eintritt in die Diplomatie zu ermöglichen, da er müde des journalistischen Federkrieges den Wunsch hegte, sich einer beständigen Laufbahn anzuschließen. Der Kaiser gab zu diesem Vorhaben seine Einwilligung, aber Herr Prévost-Paradol glaubte, als seine Ernennung nicht gleich erschien, daß seine Majestät zu seiner früheren Meinung über ihn zurückgekehrt sei. Ein Freund, mit dem er die Sache besprach, nahm eine Gelegenheit wahr, den Kaiser zu befragen und dieser verhehlte nicht, daß die Meisten der Minister, besonders aber Graf Daru sich dem Project abgeneigt zeigten.

„Die Herren behaupten, daß Prévost-Paradol nach wie vor in der „Times“, deren Correspondent er ist, gegen mich schreibt,“ erklärte Seine Majestät. „Aber Ihre Anfrage dünkt mir eine genügende Antwort auf diese Anklage zu sein, denn ich halte ihn eines doppelten Spieles für unfähig. Sagen Sie ihm denn, daß er sich als ernannt betrachten darf!“ —

Herr Prévost-Paradol wurde ob seiner Abtrünnigkeit von seinen alten Freunden mit Vorwürfen überhäuft, ja einige darunter schreckten sogar nicht vor Injurien zurück. Da er von Natur nervös und melancholisch veranlagt war, so reiste er völlig angegriffen und gedrückten Gemüthes nach Washington ab.

Als eleganter und discreter Doctrinair repräsentirte Herr Prévost-Paradol jene Sondergruppe im politischen Leben, welche mit einer Art von Bedauern das Kaiserreich

durch gewissermaßen höfliche Waffen angriff, mit dem Kaiser selbst aber im Grunde sympathisirte und allzeit bereit war, sich mit ihm zu vereinigen. Als Prévost fern auf seinem Posten die Kriegserklärung vernahm, ergriff ihn ein heftiger, patriotischer Schmerz, — sein Denken verwirrte sich und mit einem Revolverschuß mitten in's Herz endete er sein Leben.

Die Nachricht dieses Selbstmordes erregte das peinlichste Aufsehen — schien es doch, als sei es eines jener tragischen Ereignisse, das wie ein düsteres Omen den großen, allgemeinen Umsturz einleiten sollte.

Herr Prévost-Paradol hinterließ einen Sohn und eine Tochter, welche vor wenigen Jahren in dem Orden der Carmeliterinnen den Schleier genommen hat.

Während der Herbstmonate dauerte der Dienst der Palastdamen je einen Monat, um die langen Reisen zu kurzem Aufenthalte zu vermeiden, da der Hof sich dann abwechselnd in Fontainebleau und Biarritz befand.

Ich hatte die Kaiserin um die Mitte des Juli in St. Cloud verlassen und sollte meinen Dienst mit Frau von Poëze am 4. September wieder antreten. Da ich wußte, welch ernste Sorgen die Kaiserin quälten, so lebte ich um sie in einer beständigen Unruhe und brachte meine ganze Zeit damit hin, zu ihr zu fahren, um sie zu sehen und mich auf dem Laufenden mit den Tagesereignissen zu halten. Auf einer dieser Reisen, als ich Nogent wieder einmal verließ, traf ich mit unserm Gesandten in Stuttgart dem Grafen von St. Vallier zusammen, der gleich den andern an den verschiedenen deutschen Höfen accreditirten Diplomaten nach Frankreich zurückkehrte. Seine Berichte aus Stuttgart waren vom höchsten Interesse, da der König von Würtemberg einer der einflußreichsten Fürsten des

deutschen Bundes war, und stets auf dem besten Fuße mit dem ihm durch die Prinzeß Catharina, der Mutter des Prinzen Napoleon und der Prinzeß Mathilde verwandtem Kaiserlichen Hause gestanden hatte.

Herr v. St. Vallier hatte seine diplomatische Laufbahn unter Herrn Drouyn de Lhuys angetreten und war dann dem Cabinet des damaligen Staatsministers, Herrn Rouher attaschirt worden. Die Familie des Letzteren hatte sich mit der Mutter des jungen Diplomaten, der Marquise v. St. Vallier eng befreundet und man traf die Letztere regelmäßig bei dem 5 Uhr-Thee bei Madame Rouher. Herr von St. Vallier, dessen Tact und Begabungen man wohl zu schätzen verstand, wurde 1868 zum Gesandten in Stuttgart ernannt.

Bevor er sich nach Paris begab, um dort von den letzten Wechselfällen seiner Mission Bericht zu erstatten, besuchte er seine Familie im Schlosse von Coucy-les-Eppes bei Laon. Ich selbst aber mußte über Soissons, als der einzigen freien Linie nach Chauny reisen, welche ich zum Anschluß für gewöhnlich benutzte, die nun aber durch die Truppentransporte unterbrochen war. In Soissons fand ich dasselbe Hinderniß vor und war gezwungen, bis zur Weiterreise mehrere Stunden zu warten.

Herr v. St. Vallier begab sich gleich mir nach Paris, und so aßen wir unser Mittagsmahl zusammen vom Büffet des Bahnhofs, während unaufhörlich Züge mit Soldaten, Schlachtvieh für die Verpflegung der Armee und Munition ohne Pausen vorüberfuhren.

Ich traf Herrn v. St. Vallier stets bei Hofe, da er alljährig in Compiègne, Fontainebleau und Paris bei allen Festen anwesend war und man kannte ihn dort wohl als einen Diplomaten von der correctesten Haltung der bei aller

seiner Zurückhaltung auf das Angenehmste zu plaudern wußte, trotzdem ihn stets eine Atmosphäre von Ernst und Amtswichtigkeit umgab.

Seine Gesundheit war leider sehr schwankend und diente ihm zur Schutzwehr gegen die weltlichen Zerstreuungen. Im Uebrigen war er der ersten Gesellschaft entsprossen und stets sehr gern gesehen an den fremden Höfen, an denen er mit seiner discreten diplomatischen Haltung erschien, welche wie gemacht war, um die Neugierde der Salons zu erwecken, in denen die Politik sich so gern mit dem freundschaftlichen Geplauder vermischt.

„Sie gehen die Kaiserin zu sehen,“ sagte er zu mir, „und Sie können Ihr die förmliche Versicherung mitbringen, daß ganz Süddeutschland in einem Bund gegen Preußen getreten ist, der nur auf unsere ersten Siege wartet, um hervorzutreten. Dieser Bund besteht im Geheimen unter den Fürsten der deutschen Bundesstaaten, denn die Kleinstaaten werden lebhaft beunruhigt durch die Eroberungsgelüste des Hauses Hohenzollern, weil sie wissen, daß das siegreiche Preußen sie ohne Weiteres annectiren wird. Die Bevölkerung, sowie die Herrscher selbst fürchten diese Oberherrschaft außerordentlich, sie warten daher nur auf eine Niederlage, um zu uns überzugehen.“

In diesem Sinne hatte Herr von St. Vallier stets der Regierung Bericht erstattet, — aber welche Irrthümer hat er mit dieser Sprache wachgerufen! War er durch ehrlich gemeinte Illusionen verblendet worden oder hatte er sich durch eitle Versicherungen hintergehen lassen?

Denn kaum, daß der Krieg erklärt war, so antwortete der ganze Deutsche Bund ohne Ausnahme auf den Appell des Königs von Preußen, indem er seine Armeen mit der

Preußens vereinte und sich gegen uns aufwarf um das Deutsche Reich zu gründen.

Herr von St. Vallier gab später, um sich seiner diplomatischen Verantwortlichkeit zu entledigen, dem Herzog von Grammont jene berühmt gewordene Gegenerklärung, deren dieser nach dem Kriege zu seiner Rechtfertigung bedurfte, um auf die friedlichen Versicherungen hinzuweisen, welche seine Agenten in Deutschland ihm stets übermittelt hatten.

Die officiellen Telegramme beweisen, daß die erste Lesart, mit welcher Herr von St. Vallier mich in's Vertrauen zog, buchstäblich genau wiedergegeben worden ist.

---

## Fünftes Capitel.

Die Sitzungen wurden am 23. Juli nach der Bewilligung des Credits geschlossen, aber die Abgeordneten mit Ausnahme derer, deren Departements dem Kriegsschauplatze am nächsten lagen, blieben zum größten Theil in Paris zurück. An demselben Tage sprengten die Badener die Schiffsbrücke bei Kehl auf der deutschen Uferseite, und zerschnitten damit das letzte Band, das die beiden Völker miteinander verknüpfte, als ein Symbol der künftigen völligen Trennung.

Ein Decret vom 26. Juli setzte die Regentschaft ein und bekleidete die Kaiserin mit der Gewalt von dem Tage ab, an dem der Kaiser die Stadt verlassen würde. Die Mitglieder des geheimen Raths und einige andere wichtige Persönlichkeiten neben den Ministern bildeten unter dem Vorsitz der Kaiserin den Regentschaftsrath.

Es waren dies der neuernannte Commandant von Paris, Marschall Baragney d'Hilliers, der an die Stelle des zum commandirenden General der Armee von Châlons ernannten Marschalls Canrobert getreten war; ferner die Herren Baroche, Drouyn de Lhuys, Magne, der Herzog

von Persigny, der Senatspräsident Rouher und der Präsident des gesetzgebenden Körpers, Herr Schneider.

Am 28. Juli reiste der Kaiser, begleitet von dem kaiserlichen Prinzen zur Armee ab.

In einem entlegenen Theile des Parkes von St. Cloud befand sich ein Uebergang mit einem kleinen Bahnhofe, der dem kaiserlichen Paar gestattete, direct per Bahn zu reisen ohne deshalb nach Paris zurückkehren zu müssen. Eine gedeckter, offener Kiosk mit einigen Lampen erleuchtet, diente als Wartesaal.

Vom frühen Morgen an herrschte eine lebhafte Bewegung in dem Schlosse, — die dem militärischen Hofstaat des Kaisers angehörigen Offiziere in feldmäßiger Kleidung, bewegten sich unter den Ministern und allen denen, die dem Hofe attaschirt und gekommen waren, um dem Kaiser Lebewohl zu sagen.

Da der große Hof des Palastes von Breaks und Omnibussen für den Dienst angefüllt war, fuhren Parkwagen und offene Vis-à-Vis durch die reservirten Gärten vor.

Bald erschien der Kaiser mit der Kaiserin und dem kaiserlichen Prinzen aus den Privatgemächern Ihrer Majestät und begab sich durch die lange Reihe von Salons nach dem Parkeingang, indem er Allen die Hand gab, für Alle in seiner gewinnenden Art ein herzliches Wort hatte.

Er trug die kleine Uniform eines Divisionsgenerals, während der Prinz, der die wollenen Litzen eines Corporals der ersten Garde-Grenadiere schon abgelegt hatte, in der Uniform eines Sous-Lieutenants erschien mit seinem offenen, reinen Kindergesicht, das so gut stimmte zu seiner Haltung und der persönlichen Anmuth, wie sie in diesem Alter selten ist. Und so stolz und glücklich war er auf den Säbel den

er trug, daß er damit beständig und entschlossen rasselte. Er schritt an der Seite der Kaiserin, die ihn liebevoll an der Hand hielt, und sah mit feuchten Augen auf zu ihr, obwohl er die Thränen tapfer bekämpfte. Denn er verband auch damals als Kind schon eine große Entschlossenheit, große Begeisterung und eine feurige Seele, mit einem zärtlichen, liebereichen und sanften Herzen.

„Ein Soldat darf nicht weinen!“ sagte er.

Und Soldat war er damals mit Leib und Seele gleich jenen jungen Edelmännern, den Condé, den Grammont und den Assas, deren Erziehung auf dem Schlachtfelde vollendet ward und die von Kindheit an gelernt hatten das Vaterland wie eine Mutter zu lieben.

Die Kaiserin war wie alle Frauen und wie alle Mütter, die den Trennungsschmerz verkosten mußten, — düstere Ahnungen richteten sich vor ihr auf, sie erzitterte im Grunde ihrer Seele, aber äußerlich bewahrte sie ihre Haltung als Herrscherin. Den Saal der Vernets verlassend, bestiegen die Majestäten mit dem Prinzen einen Wagen am äußeren Ende der Terrasse, und im selben Moment waren auch all' die andern Wagen besetzt und folgten dem des Kaisers, während sich diejenigen, welche keinen Platz mehr gefunden hatten, zu Fuß nach der kleinen Eisenbahnstation begaben.

Der Kaiserliche Zug war auf dem Bahngeleise rangirt — der Himmel war grau und regenschwer. In dem Kiosk erwarteten die Majestäten ihre treuen Diener, die sie zum letzten Mal umringten. Der Kaiser trat an Herrn Emile Ollivier heran und sagte, ihm beide Hände drückend:

„Ich zähle auf Sie!“

Dann bestig der Kaiser den Zug, gefolgt von seinem

Generalstabe, dessen Mitglieder, von denen Einigen Commandos übertragen worden waren, ich Alle persönlich kannte. Es waren die Generale Bourbaki, Frossard, Douay, Pajol, Lebrun, Favé, de Sailly, Vaubert de Genlis, Reille, Lepic, Fürst v. d. Moskowa, Castelnau und der Marschall Leboeuf.

Sie Alle waren durch ihre hervorragenden militärischen Begabungen zu der Kaiserlichen Gunst emporgestiegen und hatten Alle auf den Schlachtfeldern in der Krim, in Italien, Mexico und China tapfer die Ehre der Fahne vertheidigt, beseelt von einer glühenden Vaterlandsliebe und einer völligen Hingabe an die Armee. Man hatte also ein Recht, auf ihre Tapferkeit und strategischen Talente zu bauen.

Marschall Leboeuf übergab das Kriegsministerium an den General Decaen, der dazu bestimmt war, ihn zu vertreten, während er die Functionen des Chefs des Generalstabes der Armee übernahm. Der Marschall hatte bei der Artillerie seine Carriere gemacht und hatte sich in Italien den Ruf als einer unserer begabtesten Generäle erworben. Er besaß das Herz eines Löwen verschönt von einer rührenden Güte, einem Wohlwollen und einer Großmuth, die ihm die Achtung aller derer sicherte, die ihm nahe traten. Treu und tapfer wie sein Degen, war er einer der schönsten und glänzendsten Offiziere der französischen Armee, wie er denn über Alles andere Frankreich mit glühender Liebe liebte und einer von denen war, die unser Unglück dermaßen überwältigte, daß er nie die Bitterkeit desselben überwinden konnte.

Ich sah ihn, wie er am Tage der Beisetzung des Kaisers in Chislehurst schluchzend den Sarg seines ehe-

maligen Gebieters mit seinen Thränen netzte. Welche Erinnerungen an die Vergangenheit, welche Gedanken, welche Träume mögen dabei durch seine Seele gezogen sein, — Alles, Alles lag in dem Abgrund seiner Trauer begraben.

Marschall Leboeuf zog sich auf ein Familiengut im Kreise der Seinen zurück und starb ungetröstet nach einem Leben der Wohlthätigkeit und der Nächstenliebe.

Als die Generäle zu St. Cloud den Zug bestiegen, betrachtete der Kaiser lächelnd seinen glänzenden Stab.

„Ein Armeecorps an sich allein," sagte er zu der Kaiserin. Der Zug war bereit — und nach einer innigen Umarmung stieg Ihre Majestät aus dem Waggon auf den Bahnsteig herab. Sie wußte, daß Gatte und Sohn Gefahren entgegengingen und sie allein zurückblieb an dem großen heimischen Herde Frankreich, allein unter der drückenden Last der Gewalt und der Verantwortlichkeit: noch ein letztes Lebewohl winkte der Kaiser denen zu, die ihm das Geleit gegeben, und bemerkte dabei in der Menge einen seiner Kammerherren.

„Dumanoir" rief er mit starker Stimme," „ich habe Ihnen noch nicht Lebewohl gesagt!"

Das waren die letzten Worte des Kaisers in St. Cloud, die er inmitten einer allgemeinen Bewegung sprach, denn Aller Augen waren gefüllt mit Thränen. Ein feierliches Schweigen folgte diesen Worten, dann ward das Zeichen gegeben und die Maschine pfiff.

„Thue Deine Schuldigkeit, Louis," rief die Kaiserin, indem sie ihrem Sohne einen von Zärtlichkeit leuchtenden Blick ihrer schönen Augen zuwarf.

Da schwenkten Alle ihre Hüte und unter dem einstimmigen Rufe: „Es lebe der Kaiser" setzte der Zug sich in Bewegung.

Der Kaiser stand gestützt auf die Brustwehr des Waggons und sah die Kaiserin mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Liebe, Ermuthigung und Größe an, während sie die Hände ausstreckte nach denen, die das Geschick ihr entführte. Und der Blick des Kaisers weilte auf ihr mit einer Beständigkeit und einer unendlichen Wehmuth, bis zu dem Moment, wo der Zug durch das Gitter in's Freie gelangte. Da trat der Kaiser an das andere Fenster des Waggons, um das herbeigeströmte Volk zu begrüßen, das ihm fanatisch entgegenjauchzte. Dann beschrieb der Zug eine Curve und entschwand den Blicken.

Die Kaiserin aber bestieg, erstickt von Thränen, ihren Wagen. War der Schleier der Zukunft vor ihren Augen schon gelüftet?

Als der Hof seine Landsitze bezog, war die Gesundheit des Kaisers jedenfalls schon sehr erschüttert, aber ich glaube nicht, daß Jemand den Ernst seines Zustandes auch nur geahnt hat, trotzdem am 2. Juli 1870 eine Consultation von Aerzten und Chirurgen, bestehend aus den Doctoren Ricord, Fauvel, Germain Sée, Nelaton und Corvisart stattgefunden hatte.

Es bleibt dies ein undurchdringliches Geheimniß. Diese fünf berühmten Aerzte, die vereint waren, den Kaiser zu untersuchen, ließen ein schriftliches Gutachten zurück, das von Doctor Germain Sée allein unterzeichnet war, aber dieses Gutachten wurde denjenigen, die ein Interesse daran hatten, es zu erfahren, nicht kundgegeben, und erst nach dem Tode des Kaisers im Jahre 1873 fand man es verborgen unter seinen Papieren vor.

In der nächsten Umgebung des Kaisers war seine sitzende Lebensweise bekannt. Ich selbst will von der

Epoche erzählen, in welcher ich die Ehre hatte, zu der Kaiserin berufen zu werden — im Jahre 1864.

Im Herbst, während des Aufenthalts des Hofes zu St. Cloud, Fontainebleau und Compiègne hatte man die Kaiserin davon zu überzeugen gesucht, daß das Fahren der Gesundheit des Kaisers unzuträglich sei, weshalb sie ständig versuchte, ihn zum Gehen, und wenn es auch nur eine Stunde war, zu überreden.

Daraufhin ging er langsam in den großen Alleen spazieren und kehrte nach einem Wege von 2—3 Kilometern Länge zurück.

Oder er lehnte sich auf den Arm eines seiner Adjutanten oder Offizieren, oder auf den eines seiner Gäste und schlenderte plaudernd mit diesem dahin ohne jemals lange Strecken zurückzulegen und schien überhaupt mit diesen Spaziergängen nur seiner Umgebung gefällig sein zu wollen.

Der Kaiser war ehedem einer der besten Reiter in ganz Europa, und auch zu Fuß sah man seinem Gange die vielgeübte Gewohnheit des Reitens an. Er pflegte nachlässigen Schrittes zu gehen, gestützt auf einen Stock von Rhinocoroshorn, dessen Krücke ein feinciselirter, schöner goldner Adlerkopf bildete. Es war dies ein Geschenk der Herzogin von Cambacérès.

Der Kaiser war stets ein passionirter Jäger und vortrefflicher Schütze gewesen. Ich selbst habe ihn ohne Zeichen der Ermüdung tagelang zu Fuß jagen sehen, denn wie alle Leute von eindrucksfähiger Natur, so dünkte auch ihm leicht, was ihm Vergnügen machte.

Wenn der Hof in Paris war, ging der Kaiser nur selten zu Fuß aus, und dies beschränkte sich auch nur auf

einen kurzen Spaziergang auf der für die Herrschaften reservirten Terrasse neben dem Wasser.

Im Jahre 1865 verließ der Kaiser Fontainebleau, um in Plombières eine Badekur zu gebrauchen und begab sich von da am 15. August in's Lager von Châlons, wo die Kaiserin mit ihm zusammentreffen sollte.

Es war bestimmt, daß die Majestäten darauf im halben Incognito einen Ausflug nach Arenenberg an den Ufern des Bodensees bei Constanz machen sollten, da der Kaiser seit dem Tode seiner geliebten und unvergeßlichen Mutter, der Königin Hortense, dieses Schloß nicht mehr besucht hatte.

In diesem Zeitraum zeigten sich die ersten Symptome der Krankheit des Kaisers, der sich dem Generalarzt der Armee, Baron Lanney zuerst anvertraute.

Derselbe war sehr überrascht, als er eines Morgens um 7 Uhr in Châlons noch vor der Ankunft der Kaiserin durch den alten Kammerdiener des Kaisers zu diesem berufen wurde. Baron Lanney machte sich trotz der frühen Stunde sofort auf den Weg und fand Seine Majestät in dem Kaiserlichen Pavillon zu Bett mit etwas Fieber vor.

„Ich habe eine schreckliche Nacht gehabt, mein lieber Lanney“ rief ihm der Kaiser entgegen.

Der Arzt drückte sein Bedauern darüber aus, nicht unverzüglich gerufen worden zu sein, aber Seine Majestät erwiderte ihm mit gewohnter Güte, daß er ihn nicht habe im Schlafe stören wollen, worauf er ihm sein Leiden beschrieb, sowie die Zeichen, die es begleitet hatten, denn dieser total ungewohnte Zustand beunruhigte den hohen Patienten naturgemäß etwas.

Doctor Lanney wußte sofort, welcher Natur das sich ankündigende Leiden sei; er gab dem Kaiser seinen Rath und sprach sich für eine unverzügliche Operation aus.

Sein Majestät hatte für die medicinische Wissenschaft nichts übrig, besonders aber verursachten ihm die chirurgischen Hülfsmittel einen lebhaften Widerwillen. Er sträubte sich demgemäß also lebhaft gegen die Entscheidung Lanney's.

„Wir sprechen schon noch einmal später darüber," sagte er und befahl, keinem Menschen etwas davon zu sagen. „Ich bitte Sie ausdrücklich, nicht ein Wort darüber fallen zu lassen, besonders nicht der Kaiserin gegenüber," fügte er hinzu.

Wenig Tage später, also am 14. August traf die Kaiserin, begleitet von der Prinzessin Anna Murat und der Gräfin von Montebello in Châlons ein und nahm im Kaiserlichen Quartier Wohnung. Ich hatte damals gleichfalls die Ehre, Ihre Majestät zu begleiten.

Am andern Morgen, dem 15. August, wohnten wir dem Feldgottesdienste, einer Messe im Freien bei, worauf die Pferde vorgeführt wurden und der Kaiser, mit der Kaiserin an seiner Seite, gefolgt von uns Damen und dem Generalstabe, einer großen Parade zu Pferde beiwohnte. Es wäre dabei unmöglich gewesen, aus seinen Mienen und aus seiner Haltung den Schluß zu ziehen, daß er Schmerzen litt.

Am 16. August reisten wir nach Arenenberg ab. Es war eine entzückende Reise, während welcher der Kaiser sich ungewöhnlich heiter und befriedigt zeigte.

Er durcheilte diesen schönen Fleck Erde, wo er seine Jugend verlebt und es für ihn soviele der schönen und frohen Erinnerungen gab, die er uns mit einer unver-

gleichlichen Leutseligkeit erzählte, indem er gewissermaßen die Honneurs dieses herrlichen Landes machte, das so Wenige unter uns kennen. Und alles dies geschah so schlicht, so gutmüthig, so aufmerksam, daß diese wenigen Tage mir einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen haben.

Fern von dem Luxus und dem Getriebe seines gewöhnlichen Lebens schien das Kaiserliche Paar sich hier von seinem langen Zwange zu erholen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend durchstreiften wir das Land zu Bahn, zu Wasser und in einfachen Miethwagen, und Niemand hätte ein Unwohlsein des Kaisers vermuthen können, außer daß er sich vor Erkältungen, die er überhaupt außerordentlich fürchtete, mehr in Acht nahm. Ich erinnere mich noch, daß er uns unter vielen Scherzen einen gewissen schweizerischen Artillerieuniform-Mantel vorstellte, den er seit seiner frühesten Jugend besaß und der von seinem Kammerdiener Léon überall hin mitgeführt werden mußte.

Die reizende Reise hatte aber leider einen tragischen Schluß, denn in Neufchâtel gingen die Pferde unseres Wagens, der dem der Majestäten folgte, durch und rannten aus dem Bahnhofe mitten in die Menschenmenge hinein, die herbeigeströmt war, das Herrscherpaar zu sehen. Es war unmöglich, die Thiere zu halten, der Wagen zerbrach, und wir Alle, d. h. die Prinzessin Anna Murat, die Gräfin von Montebello und ich wurden recht schwer verletzt.

Der Kaiser empfand darüber ein Bedauern, das sich uns in rührender Weise kundgab. Ich war beinahe erdrückt worden unter den Hindernissen, die unseren Weg versperrten, den Wagen zerbrachen und beim Niederreißen

auf mich fielen, so daß man glaubte, ich müßte noch in derselben Stunde sterben. Der Kaiser selbst kam uns zu Hülfe und suchte uns wieder zu beleben, Thränen in den Augen, da er uns so leiden sah.

Ich erfuhr später, daß Seine Majestät in der folgenden Nacht einen neuen Anfall hatte, den er sorgfältig vor der Kaiserin verbarg, welche die Nacht liebevoll bei uns gewacht hatte.

Am andern Morgen kehrte der Kaiser nach Paris zurück, ohne eine Erschöpfung zu verrathen, während die Kaiserin bei uns zurückblieb und uns mit der Hingabe einer barmherzigen Schwester pflegte, mit welchem Namen sie einige Monate später jene Sterbende bei ihrem Besuche in den Choleraspitälern zu Paris anredete.

Bis zum Jahre 1869 schien die Gesundheit des Kaisers noch unerschüttert. Sein Gang war ein wenig schwerfällig geworden — das war aber auch das Einzige, was auffallen konnte. Er hütete niemals das Bett und abgerechnet der rheumatischen Schmerzen, an denen er bei Eintritt der Kälte zu leiden hatte und einigen leichten Fieberanfällen, die ihn indeß nicht verhinderten, sich wie gewöhnlich zu beschäftigen, konnte Niemand die Qualen ahnen, von denen nur der Tod ihn erlöste, denn er klagte niemals. Im Jahre 1869 reiste die Kaiserin nach Egypten, um den Suezkanal, jenes große, von Franzosen geplante und ausgeführte Werk zu eröffnen. Der Kaiser blieb mit dem Prinzen in St. Cloud, da er nicht wollte, daß sein Sohn um den Aufenthalt in Compiègne kam, wo der schon zum trefflichen Reiter ausgebildete Prinz gern die Jagden mitritt.

In demselbeu Jahre war der Prinz in das Lager

von Châlons mitgenommen worden. Dort hatte seine gute Haltung, seine militairische Sicherheit und sein kindliches Antlitz die Truppen, unter denen er sich vertraulich bewegte, ganz begeistert, und der Kaiser kehrte heim, strahlend über die Sympathien, die sein Sohn sich errungen. Auch Herr Bachon, der alte Stallmeister seines angebeteten Prinzen, war ganz toll vor Freude, denn er war es, der den Thronerben reiten gelehrt, daß er mit vierzehn Jahren schon sein Pferd wie ein erwachsener Cavalier in der Gewalt hatte. Herr Bochon erzählte mir selbst seinen Triumph.

„Kein Prinz wird es ihm nachmachen, wie er bei einer Parade auf einem großen piaffirenden Pferde die lange Linie der Truppen in völlig egalem Tempo herabreitet, ohne daß die Musik oder das Blitzen der Waffen in der Sonne ihn auch nur einen Tritt abweichen macht," erklärte mir Herr Bachon stolz.

Der Prinz selbst schöpfte daraus nur Freude, denn er liebte die Armee von frühester Jugend an. Seine Augen leuchteten, wenn ein Regiment vorbeimarschirte und er wußte nach einer Parade sehr genau anzugeben, welche Compagnie oder welches Bataillon eine schlechte Aufstellung gehabt hatten.

Ich fragte den Prinzen im Jahre 1871 zu Chislehurst, kurz bevor er seine fünfzehn Jahre vollendete, welchen Wunsch man ihm erfüllen könnte, oder was er vorziehen würde, wenn die Wahl seiner Zukunft ihm überlassen wäre.

„Ich möchte Sous-Lieutenant in der französischen Armee mit 1800 Franc Gehalt sein," erwiderte er mir, indem ihm die Thränen in die Augen traten.

Während jenes Herbstes 1869 wäre Compiègne ohne die gewohnten Gäste ein trauriger Aufenthalt gewesen, des-

halb lud der Kaiser ungefähr vierzig Personen ein, die er aus den Kreisen wählte, welche sonst zu den Intimen des Hofes zählten. Auch Herr Carette und ich hatten die Ehre, unter diesen Auserwählten zu sein.

Der Kaiser wünschte, daß man trotz der Abwesenheit der Kaiserin den 15. November, den Tag der heiligen Eugenie feiern sollte, wie sonst. Am Abend sandte er nach dem Abbrennen des traditionellen Feuerwerkes eine lange Depesche an Ihre Majestät ab, die von uns Allen unterzeichnet war. Darauf ließ er tanzen, und um zum Schluß der Tages den Prinzen noch zu amüsiren befahl er eine Boulangère, eine Art von Tanz, welchen er selbst anführte, indem er die Kette von Tänzern durch die lange Reihe des Salons und der unermeßlichen Galerien des Compiègner Schlosses führte, so daß selbst die Schnellsten unter uns um Gnade baten, während der Kaiser mit der Lebhaftigkeit, Fröhlichkeit und dem Eifer eines jungen Mannes voranchassirte und unermüdlich schien.

Der Neujahrsempfang der Notabilitäten der Stadt und des Departements fand in diesem Jahre wie gewöhnlich statt.

Der von dem Kaiser besonders bevorzugte und mit großem Vertrauen beehrte Unterpräfect von Compiègne, Baron Morio de l'Isle hatte seine Annäherung an die Regierung durch seine ziemlich bedeutende Persönlichkeit unterstützt. Er war ein alter Revolutionär von 1848, der sich durch seine feindselige Haltung gegen den Prinz-Präsidenten hervorthat und nach dem 2. December mindestens drei Tage lang hinter Schloß und Riegel gestöhnt hatte, wonach er, wie so viele Andere auch, den Wunsch zeigte,

sich zu unterwerfen. Als er sich dann vorstellte, sagte der Kaiser zu ihm:

„Ich habe Sie lange nicht gesehen!“

„In der That, Sire, sei-tem Sie mich einsperren ließen,“ entgegnete Herr Morio l'Isle.

„Oh, mein Gott,“ meinte der Kaiser lächelnd, „wir Alle haben ja mehr oder minder hinter Schloß und Riegel gesessen.“

Während unseres Aufenthaltes ließ der Kaiser nicht nach, seinen Gästen tausend Aufmerksamkeiten zu erweisen. Es wurde gejagt, ausgeritten und ausgefahren und stets war der Kaiser bei Allem dabei. Es wäre ganz unmöglich gewesen, mehr Höflichkeit, Güte und Frohsinn an den Tag zu legen, als er es that, — wer also hätte vermuthen können, daß seine Gesundheit damals schon ernstlich gefährdet war?

Seine Majestät wünschte augenscheinlich die Ursache seiner Leiden vor der Kaiserin zu verbergen und diejenigen, welche sein ausgezeichnetes Zartgefühl würdigen gelernt haben, werden es begreifen, daß er ihr die ernstesten Besorgnisse dadurch fern zu halten suchte.

Als der Kaiser sich eines Tages zu Vichy recht elend fühlte, entschoß er sich, durch Doctor Conneau, in den er das größte Vertrauen setzt, eine kleine Operation vornehmen zu lassen, die ihm sofortige Erleichterung verschaffen sollte. Doctor Conneau hatte dabei leider das Unglück, den Kaiser zu verletzen und ihm Schmerzen zu bereiten und von Stund an hegte Seine Majestät einen unüberwindlichen Widerwillen gegen alle chirurgischen Eingriffe. Er hat das später selbst eingestanden, aber seltsam bleibt es doch, daß dieser Fürst, der sein ganzes Leben hindurch eine so große Todesverachtung be-

wiesen hat, eine nervöse und fast weibische Angst vor allen Krankheiten hatte.

Mehr als zwanzig Mal habe ich den Kaiser ausfahren sehen, nachdem ihm ein gegen ihn geplantes Attentat gemeldet worden war, ohne sich nur im Geringsten von seinem Vorhaben abhalten zu lassen. Im Mai 1870 hatte man Dynamitbomben aufgegriffen, die damals neu aufkamen, aber man wußte, daß noch mehr davon existirten. Infolgedessen befahl der Kaiser dem General Frossard, den kaiserlichen Prinzen am Ausfahren zu verhindern, und erwiderte auf die Frage des Generals, ob die Attentäter es auf den Prinzen abgesehen hätten, mit seinem gewöhnlichen Rufe:

„O nein, man will diese Bomben auf mich werfen; aber man könnte sich doch in dem Wagen irren."

Und damit fuhr er davon.

Der Kaiser wußte sehr wohl, daß wenn er der Kaiserin die Natur seines Leidens auseinandersetzte, dieselbe Alles aufbieten würde, was zu seiner Behandlung und seiner Heilung noththat. Und so forderte er im halben Fatalismus und halber Lossagung von sich selbst mit seinem unbeugsamen Willen die tiefste Verschwiegenheit von den ihn behandelnden Aerzten. Auf die inständigen Bitten der Herzogin von Mouchy, den Doctor Sée zu Rathe zu ziehen, erlangte die Kaiserin von ihrem Gemahl die Zusage, am 2. Juli 1870 die ersten Aerzte von Paris zu consultiren, aber der Kaiser befolgte dann ebenso wenig ihre Verordnungen, als er der Kaiserin und den Ministern seinen wahren Zustand enthüllte oder wissen ließ. Man sprach nur von Blutarmuth und epidermalen neuralgischen Schmerzen, und die Abreise zur Armee fand statt.

Die ersten Anstrengungen förderten und verursachten

bald die heftigsten Schmerzen, und der Kaiser starb einen hundertfachen Tod, indem er die Kugel suchte, welche den Schmerzen seines Leibes und seiner Seele ein Ende setzen sollte!

Erst in England zu Chislehurst erfuhr die Kaiserin die Wahrheit. Man hatte öffentlich einmal die Unmöglichkeit besprochen, die den Kaiser nur zu oft daran verhinderte, der Armee zu Pferde zu folgen; die Aerzte hatten sich darüber geäußert und die Presse hatte sich ihrer Erörterungen bemächtigt und sie verbreitet. So waren auch der Herzogin von Mouchy, wie aller Welt, die ärztlichen Gutachten bekannt.

Gegen die Mitte des Monats December im Jahre 1870 fuhr sie eines Nachmittages nach Camden-House, wo sie die Kaiserin sehr erregt fand durch Briefe, welche sie aus Wilhelmshöhe von dem leidenden Kaiser erhalten hatte. Da sie nun wußte, wie empfindlich Seine Majestät gegen Kälte war, so warf sie die Frage auf, ob das Klima dieser Residenz nicht schädlich für ihn sein könnte, und ob sie nicht trotz seines Widerspruches den König von Preußen bitten sollte, ihrem Gemahl eine andere Residenz in einem milderen Clima anzuweisen.

Die Herzogin von Mouchy glaubte die Kaiserin von Allem unterrichtet und nahm an, daß sie, die gewohnheitsmäßig sehr mittheilsam war, über die Krankheit des Kaisers ausnahmsweise eine freundschaftliche Reserve gewahrt hätte.

„Aber liebe Tante, das Klima hat nichts zu sagen," erwiderte sie. „In dem Zustand, in dem der Kaiser sich befindet, ist eine Operation, die so rasch als möglich vorgenommen werden muß, das einzige Mittel. Dies sagen alle Aerzte einstimmig." — Die Kaiserin war wie erstarrt. Dann fragte sie nach den Einzelheiten.

„Der Kaiser ist verloren," rief sie, „o, warum hat man mir das verhehlt."

Und ihr blutete das Herz bei dem Gedanken an die Qualen, die ihr unglücklicher Gatte so heldenmüthig erduldete.

Infolge dieses Gespräches verließ die Kaiserin heimlich England und begab sich nach Deutschland, um den Kaiser zu besuchen. Sie durfte aber nur wenig Stunden bei ihm in seinem schmerzensreichen Gefängniß zu Wilhelmshöhe weilen, da ihr Aufenthalt dort kein öffentlicher war.

— — — — — — — — — — — —

Am Tage nach seiner Ankunft im Hauptquartier zu Metz erließ der Kaiser eine Proclamation an die Armee, welche ganz den Stempel seiner damaligen Geistesverfassung trägt. Trotz alledem reiste er voll Vertrauen auf die Stärke unseres Heeres und den dasselbe beseeligenden vortrefflichen Geist ab, und in der That berechtigten die kriegsbereiten 250 000 Mann, die wir bei Beginn des Feldzuges den deutschen Waffen gegenüberstellen konnten, das Beste zu hoffen. Das Glück aber hat uns verrathen und Alles nahm in diesem unseligen Feldzuge einen fatalen Verlauf. Das Erstaunen, das die Siege unserer Gegner bei diesen selbst verursachte, beweist auf ihr eigenes Zugeständniß hin, daß sie ohne ernstliches Zutrauen den Feldzug begonnen haben. Um sich davon zu überzeugen, genügt es, die Berichte des Großen Preußischen Generalstabes zu lesen.

Der Kaiser, der sich selbst stets dem Vaterlande opferte, sprach in seiner Proclamation nur von der Größe Frankreichs und seiner Liebe zu ihm — —

Am 29. Juli besuchte der Kaiser mit dem Prinzen das Lager von St. Avold, wo sich das 2. Corps unter

dem Commando des General Frossard dicht an der Grenze befand.

Am 2. August fand das erste Gefecht statt, — es war der Ausbruch der Feindseligkeiten und das Gerücht von der Einnahme von Saarbrücken drang nach Paris. Dort machte man ein großes Aufhebens von einer Kugel, die der kaiserliche Prinz auf dem Schlachtfelde aufgehoben hatte und die dynastischen Organe griffen die Tollkühnheit an, mit welcher man den Thronerben den Gefahren auszusetzen schien, während die Blätter der Opposition darin nichts sahen, als eine kindische Comödie. Man ging sogar so weit, den Commandanten des 2. Corps, General Frossard, zu beschuldigen, für seinen Zögling bei Saarbrücken ein Gefecht simulirt zu haben, um demselben Gelegenheit zu geben, die Feuertaufe zu erhalten.

Das richtige Gefühl aber lag im Mutterherzen der Kaiserin verborgen. „Ich möchte meinen Sohn lieber in den Reihen des Heeres sehen,“ sagte sie, „denn ich will nicht, daß er Ludwig XVII. Schicksal theilt.“

Am Tage des Gefechtes sahen die Truppen den Kaiser und den Kaiserlichen Prinzen in der That unter sich, 250 Meter vor dem Feuer. Ein Offizier der Suite wurde verwundet und der Monarch befand sich mit seinem Thronerben auf demselben Gelände, von dem man den Feind zurückdrängte. Er konnte daher wohl an die Kaiserin telegraphiren: „Louis hat sich im Feuer trefflich benommen.“

Der ephemere Erfolg dieses Tages, der Alles so sehr begeisterte, sollte keine Fortsetzung haben. Unsere Absichten war offensiv, aber die Verzögerung der Mobilmachung veränderte den Angriffsplan. In Preußen waren die Festungen lange schon im Vertheidigungszustande gegen eine

etwaige Invasion, die Mobilmachung, die bezirksweise organisirt war, ging mit einer Schnelligkeit von Statten, welche die unsrige weit übertraf und der methodische Geist, der durch die kleinsten Einzelheiten wehte, verhalf auch zu dem ersten Siege.

Trotzdem war das preußische Heer erst gegen den 15. August vollständig — es bildete sich unter der Deckung der Erfolge. Eine einzige Niederlage auf unserem Grund und Boden konnte einen Rückzug bewirken und mit einem Male den Kriegsschauplatz verändern.

Am 4. August überrumpelte die Armee des Kronprinzen die Truppen des General Douay bei Weißenburg und eine Schlacht begann, in der unsere Leute, erdrückt durch die Uebermacht, genöthigt wurden, den Rückzug anzutreten. Acht Bataillone boten von 8 Uhr morgens bis 3 Uhr Nachmittags den gewaltigen Streitkräften Widerstand, die nach einander vorrückten. Währenddem unsere Truppen vom Schlachtfelde zurückgedrängt sich entfernten, sah man den General Douay langsam zu Fuß, sein Pferd am Zügel mit sich führend, einen Hügel erklimmen, der mit vier preußischen Batterien besetzt war, welche die Ebene bestrichen. Da es ihm nicht vergönnt war zu siegen und er seine Leute decimirt sah, so trat er dem Tode entschlossen entgegen und fiel als ein Held, von einer Kartätsche getroffen.

Der Kaiser erfuhr den Zusammenstoß bei Weißenburg am Abend des 4. August, und man begriff, daß die deutschen Heeresmassen uns näher sein mußten, als man annahm. Der Kaiser war es sich bewußt, daß die immer noch nicht beendete Mobilmachung ihm nicht gestattete, sich dem Feinde mit genügenden Streitkräften gegenüberzustellen und be-

absichtigte sich nach den Vogesen zurückzuziehen. Da meldete der Marschall von Mac Mahon, daß er sich in einer so günstigen Lage befände, um den Kampf unterstützen zu können und fragte, ob man ihm eine Verstärkung senden könnte. Man wollte seine Operationen nicht contercarriren und sandte ihm das Corps des Generals v. Failly, und um ihm mehr Einheit des Handelns zu gewähren, vereinte der Kaiser die verschiedenen Armeecorps unter dem Oberbefehl der Marschälle Mac Mahon und Bazaine. Man hatte auf diese Weise zwei combinirte Armeen zu je drei Corps. Der Marschall Mac Mahon gedachte der Armee des Kronprinzen um den 7. August herum zu begegnen und alle Anordnungen waren für diesen Tag getroffen. Aber schon am 6. früh begannen erbitterte Vorpostengefechte an mehreren Punkten der Avantgarde und bald wurde die Schlacht allgemein. Man schlug sich bei Wörth, Gunstedt und Fröschweiler.

Gegen Mittag schienen unsere siegreichen Truppen Herren des Schlachtfeldes zu sein, und wenn die Division des Generals v. Failly anlangte, so war unser Sieg entschieden. Aber nur die Preußen erhielten Verstärkung und bald krümmten wir uns, von allen Seiten eingeschlossen, unter dem Feuer eines beträchtlichen Geschützparkes. Vergebens waren die Wunder französischen Muthes und Kühnheit, vergebens wurden gemeine Soldaten zu Helden, vergebens tränkte französisches Blut die Ebene — es war Alles verloren und Marschall Mac Mahon gab den Befehl zum Rückzug.

An jenem Tage fand die berühmte Attaque der Reichshofen'schen Kürassiere statt, und währenddem wurde die Armee des Marschalls Bazaine nach theuer erkauftem Siege bei Forbach zurückgeworfen.

Nach diesen blutigen Schlachten waren unsere Streitkräfte erschöpft, es mangelte an Munition und die wichtigsten Vorräthe waren in die Hände des Feindes gefallen. Am 10. August rief der Kaiser den Marschall Canrobert nach Metz und gab den Befehl, die Truppen um diese Festung zu sammeln.

Die Bestürzung in Paris spottete jeder Beschreibung. Man lebte nur noch im Freien und redete sich in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen an, ohne sich zu kennen. Man theilte einander all' die wahren oder falschen Neuigkeiten mit, besonders die zuletzt gekommenen, und an allen Straßenecken bildeten sich Gruppen, um gemeinsam die erscheinenden Zeitungen zu lesen.

Während die preußischen Truppen ohne Aufenthalt die Grenzen überschritten und ihre mächtigen Fluthen sich über das Land ergossen, fuhr Marschall Mac Mahon fort, sich zurückzuziehen; er verließ die Defilés in den Vogesen, und mit Ausnahme der Festungen ward das ganze Land zwischen Rhein und Mosel gewaltsam eingenommen.

Um inzwischen unsere selbst in der Niederlage ruhmreiche Armee zu ehren, wurde eine Subscription zur Ueberreichung eines Ehrensäbels an den Marschall Mac Mahon eröffnet. Ich befand mich bei der Gräfin Aguado, als auch die Marschallin Bazaine zu einem Besuch zu derselben kam. Sie war jene junge Frau, mit der sich der Marschall während des mexikanischen Krieges vermählt hatte, und die später bei der Flucht ihres Mannes einen seltenen Muth an den Tag legte. Da sie volles Vertrauen in die militairischen Talente ihres Gatten setzte, zweifelte sie nicht daran, daß die von ihm commandirte Armee eine glänzende Revanche nehmen würde.

Als sie aber hörte, daß der Herzog von Magenta der Gegenstand einer so schmeichelhaften patriotischen Kundgebung werden sollte, rief sie in der ihr eigenen Lebhaftigkeit aus:

„Was soll dann aber dem Sieger gegeben werden, wenn man den Besiegten schon so hoch belohnt?!“ —

---

## Sechstes Capitel.

Nach der Abreise des Kaisers zur Armee kehrte Alles in die gewohnte Ruhe von St. Cloud zurück.

Die wenigen Tage, die noch vorübergehen sollten, waren mit Beschäftigungen aller Art ausgefüllt. Man hatte an Alles denken müssen, denn wenn man auch Kaiserin ist, so will man, wenn Gatte und Kind uns verlassen, doch selbst sehen, ob an Alles gedacht worden und für ihr Behagen gesorgt worden ist.

Die Kaiserin blieb in St. Cloud mit ihren beiden jungen Nichten, den Töchtern der Herzogin von Alba, die seit Jahren bei ihr lebten, sowie mit einem beschränkten Dienst zurück.

Man wird sich den grausamen Eindruck vorstellen können, den die Nachricht von den ersten Zusammenstößen auf Ihre Majestät hervorrief — aber das waren nur die Avantgardengefechte und dergleichen Niederlagen konnten nur vorübergehend sein.

Die Kaiserin war davon unterrichtet worden, daß am 7. August ein großer Kampf bevorstand und erwartete die Nachrichten voller Sorge.

Admiral Jurien de la Gravière war dazu ausersehen,

bei der Kaiserin zurückzubleiben, und er wurde nicht müde, ihr während dieser Tage der Prüfung die respectvollste und großmüthigste Ergebenheit zu beweisen. Er hatte nahe dem Schloß mit seiner Familie zu St. Cloud Wohnung genommen, um jeden Augenblick Ihrer Majestät zur Verfügung zu stehen. Als er an jenem Tage mit einer seiner Töchter zur Dinerstunde in das Schloß kam und den Saal der dienstthuenden Cavaliere betrat, sagte ihm einer derselben:

„Es sind sehr schlechte Nachrichten von der Armee gekommen.“ Der Admiral begab sich sofort nach dem Cabinet der Kaiserin und fand sie dort zwischen ihren beiden weinenden Nichten, ohne Thränen, lautlos und vernichtet. Sie reichte ihm ein Blatt Papier, auf welchem der Kammerherr vom Dienst, Graf von Cossé-Brissac die ersten Sätze einer chiffrirten Depesche aus Forbach übersetzt hatte, und nun im anstoßenden Salon die Dechiffrirung vollendete.

„Die ganze Armee ist auf dem Rückmarsch begriffen. Wir müssen unseren Muth auf die Höhe unserer Lage erheben.“

Während der selbst heftig erschrockene Admiral diese Worte las, trat Herr von Brissac eilig ein und las mit lauter Stimme den ergänzenden Satz:

„Alles kann noch gut werden.“ —

Bei diesen Worten fiel die Kaiserin auf die Kniee nieder und die bis dahin zurückgehaltenen Thränen überströmten ihr Antlitz.

„Um Gottes Willen, Madame, beruhigen Sie sich,“ bat der Admiral. „O ich danke ja nur Gott, daß es noch eine Hoffnung giebt,“ schluchzte sie. Bald darauf beschloß

Ihre Majestät nach Paris zurückzukehren, um die Regierung in Permanenz zu vereinigen.

„Verlassen Sie mich nicht, Admiral, — ich baue auf Sie," sagte sie. Nach einer in fliegender Eile beendeten Mahlzeit, raffte die Kaiserin alle die Staatspapiere zusammen, deren sie bedürfen konnte und nachdem alle Befehle ertheilt waren, verließ der Hof St. Cloud.

Später, als die Preußen während des Brandes in das Schloß kamen, fanden sie den Entwurf der Depesche vor, welche die Kaiserin an die Gräfin von Montijo gesandt um ihr darin die Abreise des Prinzen zur Armee zu melden. Diese Depesche wurde in den deutschen Zeitungen abgedruckt und hatte folgenden Wortlaut:

„Louis reist mit seinem Vater in einigen Tagen zur Armee ab und ich bitte Dich, ihm Deinen Segen zu schicken. Beunruhige Dich nicht, ich bin vollkommen gefaßt.

Es ist nothwendig, daß er seine Pflicht thut und seinem Namen Ehre macht.

Gezeichnet: Eugénie."

Ein Bildniß der Kronprinzessin Victoria von Preußen, Tochter der Königin von England und Wittwe Kaiser Friedrich III. befand sich auch unter den von den Preußen entführten Gegenständen.

Dieses Portrait bildete den Theil eines großen Gemäldes, das die Ehrentreppe schmückte und die Ankunft der Königin von England in St. Cloud darstellte, begleitet von der damals noch unvermählten Prinzeß Victoria, deren junges Antlitz, von einem rosa Hut umschlossen, an der Seite ihrer königlichen Mutter auf dem Bilde zu sehen war. Während des Schloßbrandes schnitten

preußische Offiziere das Bild ihrer Kronprinzessin aus der Leinewand heraus und retteten es auf diese Weise.

Inzwischen hatte sich das Gerücht einer Niederlage in Paris verbreitet, und als die Bevölkerung der Vorstädte hörte, daß wir abermals geschlagen waren, da verwandelte sich ihre anfängliche Bestürzung in helle Wuth, denn schon gährte die Revolution in ihrer Mitte. Man fing an, das Wort „Verrath,“ auszusprechen, jenes entsetzliche Wort, dessen Bitterkeit sich mit all unserem Mißgeschick noch vereinte.

Banden zogen nach dem Vendôme-Platz vor das Justizministerium, woselbst Herr Emile Ollivier, von einem Freunde begleitet eintraf. Da er St. Cloud vor der Ankunft des Telegramms aus Forbach verlassen hatte, so wußte er noch nichts von der Schreckensbotschaft. Er kam zu Fuß, und kaum hatte die Menge ihn erkannt, als sie ihn auch umringte, ihn beschimpfte, bedrohte und es versuchte, ihn zu mißhandeln. Man klagte die Regierung laut der Unzulänglichkeit an und so begann die Mißliebigkeit derselben.

Frau Emile Ollivier beobachtete von ihrem Fenster aus die Rückkehr ihres Mannes und schloß aus der Heftigkeit des Pöbels, daß er in Gefahr sei. Es gelang ein paar jungen, dem Justizministerium attaschirten Leuten, bis zu dem Minister vorzudringen, und ihn mit ihrem Leibe deckend, drängten sie ihn bis zu den Thoren, die sich hinter ihm schlossen.

In diesem Augenblick rief die mehr und mehr sich erregende und unruhiger werdende Menge nach Herrn Emile Ollivier, der sofort auf den Balkon trat und den Unruhestiftern zuredete, bis es ihm wirklich gelang sie zu beruhigen und zu zerstreuen.

Die von dem Polizeipräfecten nach St. Cloud ge-

sandten Vorkehrungen zur Verhinderung etwaiger Bedrohungen der Kaiserin und die ausgesprochene Befürchtung vor einer Empörung der Faubourgs, konnten den Entschluß Ihrer Majestät, nach Paris zurückzukehren, nicht wankend machen.

Gegen Mitternacht fuhr unter der Einfahrt des Ehrenhofes ein großer Landauer vor, in dem die Kaiserin, begleitet von der Palastdame vom Dienst der Gräfin v. Bayneval, dem alten General Mollard, Adjutanten des Kaisers und dem Admiral Jurien de la Gravière Platz nahm.

Nicht ein Wort wurde während dieser Fahrt gesprochen, die jeden Moment von einer Bande nach St. Cloud marschirender Meuterer unterbrochen werden konnte. Doch wurde der unglücklichen Fürstin diese neue Prüfung erspart und um 2 Uhr des Morgens langte sie unbehelligt in Paris an.

Der Regentschaftsrath hatte sich bald nach dem Eintreffen der Unglücksnachrichten versammelt und vereint nach den Tuilerien begeben, um dort die Ankunft der Kaiserin zu erwarten. Unter seinen Mitgliedern befanden sich auch, neu einberufen, Marschall Baragney d'Hilliers General v. Chabaud-Latour, eines der Veteranen der großen Armee, und der General Trochu. In dieser bis zum hellen Tage dauernden Sitzung wurden energische Maßregeln zur Befestigung der Hauptstadt getroffen und die Einberufung des Gesetzgebenden Körpers beschlossen, denn die Regentin erachtete es der Constitution und dem Reiche gegenüber als ihre Pflicht dessen Vertreter zur Berathung dieser ernsten Lage zu versammeln.

General v. Chabaud-Latour, bekannt durch seine Zuneigung zu den Prinzen des Hauses Orleans gab später

vor der Untersuchungscommission des 4. September folgende Aussage:

„Es war in der Nacht vom 7. zum 8. August nach den Niederlagen von Forbach und Reichshofen, als ich mit den Ministern zur Kaiserin gerufen wurde. Sie führte eine sehr edle und sehr würdige Sprache und sagte uns wiederholt:

„Es handelt sich nicht darum, das Kaiserreich zu stützen, sondern es handelt sich darum, Frankreich zu retten.“

General Trochu erwähnte in einem seiner zahlreichen Testamente, die er veröffentlichen zu müssen glaubte, derselben Sitzung durch folgende Worte:

„Die Kaiserin hat dabei große Ruhe, sehr viel Charakter, sehr viel Herz und weit mehr französische als imperialistische Gefühle gezeigt. Es ist mein Wille, ihr diese Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“

Das war freilich nur ein flüchtiger Eindruck, denn vierzehn Tage später bewunderte General Trochu den Charakter des Herrn Jules Favre viel mehr, und folgte seinen Rathschlägen, wobei er für sich selbst den Titel eines Präsidenten der Landesvertheidigung forderte.

Die Ungewißheit aller Nachrichten, die erregten Leidenschaften und die ewigen Widersprüche beunruhigte die große Zahl derer auf's höchste, die in der Armee viele Angehörigen hatten. Der Telegraphendienst war ganz durch die Mittheilungen zwischen der Armee und der Regierung in Anspruch genommen und nur mit der größten Mühe gelang es, wahrheitsgetreue Nachrichten zu erlangen. Die Marschallin Canrobert hatte nur aus der zweiten Hand von den Schlachten bei Wörth und Frösch-

weiler gehört und da es sie sehr beunruhigte, ohne Nachrichten von dem Marschall zu sein, so beschloß sie am 7. August zu der Kaiserin zu fahren, von deren Rückkehr nach Paris sie nichts wußte.

Nachts gegen zehn Uhr begab sie sich nach St. Cloud. Die tiefste Ruhe herrschte um das Schloß und ihr Wagen langte im schönsten Mondschein vor der Auffahrt an, ohne auch nur einer lebenden Seele begegnet zu sein. Nun glaubte sie, man habe der Hitze wegen die Lichte verlöscht und erfrische sich in der kühlen Nacht im Garten; sie begab sich also nach dem Saal des Ehrendienstes, um zu warten, — aber die ganze Zimmerflucht schien verödet zu sein. Endlich traf die Marschallin einen Diener, der ihr die schleunige Abreise der Kaiserin infolge der Nachricht von einer Niederlage meldete.

Vom Beginn des Feldzuges an hat die Kaiserin mit dem doppelten Elend des Mißgeschickes der Armee und der inneren Unruhen zu kämpfen gehabt, welche endlich die an sich schon schreckliche Lage noch schrecklicher machen sollten.

Die Anwesenheit des Generals Trochu in Paris hatte damals zu Verwunderung Veranlassung gegeben, da seine Fähigkeiten ihm eine active Stellung in der Armee zuzusichern schienen, doch war dieser Posten ihm nur ganz zufällig ertheilt worden.

Als man vor dem Feldzuge stand, beschäftigte man sich lebhaft mit der Frage, welche Rolle die Marine in diesem Kriege zu spielen haben würde, und entschied dahin, durch Entsendung eines Geschwaders in's Baltische Meer einen Ableitungsangriff mit einem Corps von vierzigtausend Mann zu unternehmen, dessen Kern die See-Infanterie-Regimenter

deren Leistungen man von den überseeischen Expeditionen her kannte, bilden sollten.

Der Kaiser gedachte, dem Prinzen Napoleon das Obercommando der Flotte und der Landtruppen, welche das Landungscorps bilden sollten, zu übertragen. Der Prinz schien von dieser Mission sehr befriedigt, und bat den Kaiser, das Commando der Truppen seinem persönlichen Freunde, dem General Trochu, anzuvertrauen, was der Kaiser um so lieber that, als er froh war, dadurch einen dem Prinzen Napoleon angenehmen General, der darauf brannte, unter seinem Befehl zu stehen, gefunden zu haben.

Bei einem der zu St. Cloud abgehaltenen Ministerconseils sollte diese Frage zur Entscheidung kommen. Admiral Rigault de Genouilly verspätete sich dabei und der Kaiser, der seine endliche Ankunft von den Fenstern seines Arbeitszimmers aus beobachtete, trommelte vor Ungeduld auf den Fensterscheiben, denn wenn man den Prinzen Napoleon in's Baltische Meer schickte, so wurden dadurch viele Wege geebnet, und das wünschte der Kaiser, der aber auch wußte, daß bei einer kürzlich stattgehabten Reise des Prinzen an Bord des von Admiral Rigault commandirten Geschwaders eine unvermuthete Meinungsverschiedenheit zwischen beiden Herren stattgefunden und bei dem Admiral eine große Gereiztheit zurückgelassen hatte. Der Kaiser aber wünschte ohne die Zustimmung seines Marineministers keine Entscheidung zu treffen.

Admiral Rigault de Genouilly war dem Kaiser innigst ergeben. Er verband mit viel Geist und großen Verdiensten ein hohes Pflichtgefühl und einen bedeutenden Einfluß. Nach den ersten Worten schon erklärte er, daß er bereit sei,

seinen Abschied zu nehmen, nie aber diesem Vorschlag seine Einwilligung geben würde. Da die Mitarbeiterschaft des Admirals Rigauld als Kriegsminister in einer Lage wie die gegenwärtige unentbehrlich war, so ließ der Kaiser seinen Plan fallen.

General Trochu hatte bei seinem so unabhängigen Commando, wie es das auf dem Baltischen Meere sein mußte, schon seine ganzen militairischen Talente glänzend entfaltet gesehen, aber infolge der unvorhergesehenen Niederlage war man gezwungen, den Plan zur Bildung eines Expeditionscorps aufzugeben; die ganzen Marinetruppen mußten zur Landesvertheidigung zugezogen werden und das Geschwader blieb in den Häfen. So kam es, daß General Trochu sich in der Nacht vom 6. zum 7. August ohne ein besonderes Commando in Paris befand, denn die großen Commandos waren inzwischen schon den anderen Generälen anvertraut worden.

General Trochu war von seinem Werth sehr durchdrungen, deshalb lastete die Thatenlosigkeit in solchen Tagen auch schwer auf ihm. Er vergaß darüber, daß es die Ereignisse selbst waren, welche alle vorgefaßten Pläne zunichte gemacht, und glaubte, es sei eine gegen ihn gerichtete Intrigue, um ihn dem Kriegsschauplatz fern zu halten und Andern zahllose Gelegenheiten zu geben, sich auszuzeichnen. Dies erbitterte ihn auf's Tiefste, was von Seiten eines der jüngsten Generäle der Armee wohl auch gerechtfertigt schien, aber es war unmöglich, ihm sofort einen annehmbaren Posten zu verschaffen, nachdem der für ihn bestimmte vereitelt worden war.

Die von den ernstesten Sorgen gequälte Kaiserin glaubte auf die Selbstverleugnung eines Jeden in diesen Tagen zählen zu dürfen und ahnte nicht, daß sie dadurch

auch auf einen Menschen rechnete, den Nichts mehr versöhnen konnte.

Der neue Kriegsminister, General Dejeau, der an die Stelle des Marschall Leboeuf getreten war, schien nur dazu berufen, eine verschwindende Rolle zu spielen, denn man fand ihn inmitten der neuen Verwickelungen nicht auf der Höhe seiner Aufgaben stehend. Seine Collegen im Cabinet wurden sich klar, daß als Kriegsminister ein handelnder und organisirender Mann berufen werden mußte, dessen Name bekannter und beliebter war.

Damals waren die Namen Bazaine und Trochu in Aller Munde, denn Beide besaßen die Kunst, sich mit dem Glorienscheine ihrer verkannten Talente zu umgeben, und überdies wehte es um Beide wie jener Hauch von Fronde, den einzuathmen der Franzose so sehr liebt. Kein Wunder also, daß man sie von allen Seiten als diejenigen bezeichnete, welche dazu berufen schienen, unsere Niederlagen in Siege zu verwandeln, — besaßen sie doch das Vertrauen des Landes und das wiegt viel in solchen Augenblicken. Denn mit der Logik der Menge, welche den Kindern gleicht, die ihren Eingebungen ohne Vernunftschlüsse folgen, sagte man sich:

„Die anderen Generäle sind geschlagen worden, weil sie unfähig waren. Diese Beiden aber hätten es an ihrer Stelle besser gemacht." —

Man wußte jetzt nachträglich Alles, was hätte gethan und vorgesehen werden müssen, und die einzige Thatsache, daß Trochu und Bazaine dem Kampfe fern gestanden, genügte, um sie als die Sieger zu bezeichnen.

Der Ruhm der Staatsdiener wird nicht nur durch ihre Begabung begründet, es gehört auch Glück dazu, und die

man heut als Größen, Helden und Genies ausruft, sind nach ihrem Sturz oft nichts als gewöhnliche Tyrannen und Flachköpfe. Dann ergreift die Geschichte den Griffel und zersetzt das Leben dieser Männer nach ihren Thaten, — so werden die wirklichen, leuchtenden Größen geschaffen, während die lügnerischen Berühmtheiten in Vergessenheit zurücksinken. —

Am 7. August sandte Herr Emile Ollivier folgendes Telegramm an den Kaiser ab:

„Dejeau vermag Niemand Vertrauen einzuflößen. Ich erbitte von Eurer Majestät die Vollmacht in Ihrem Namen ein Decret zu unterzeichnen, das Trochu ernennt. Der Erfolg der Abstimmung ist unausbleiblich.“ —

General Trochu gefiel den Abgeordneten. Er war einer jener beredten Tadler, deren unbedeutendste Bemerkung sich sofort zu einer Parlamentsrede oder einer öffentlichen Erklärung aufbauscht, und die Leichtigkeit seiner Ausdrucksweise bestach völlig diejenigen, die sich der Macht des Wortes beugen. Das ist auch solch' ein Wahnbild ferner Tage, denn in einer materialistischen Zeit wie die unserige mit ihren wissenschaftlichen Fortschritten, in der die Elektricität so schnell und so trocken jeden Gedanken vermittelt, und die Geschütze ihre starke Stimme erheben, da sind es Thaten und nicht Worte, mit denen regiert werden muß.

Das Cabinet vom 19. Januar hatte die Verantwortung der Kriegserklärung auf sich genommen, doch nach den ersten Niederlagen wurde es verhaßt. Von Grund aus erschüttert und vielleicht auch trotz des besten und redlichsten Willens den Interessen des Vaterlandes zuwiderhandelnd, ging es seinem Sturze entgegen. Das sah General Trochu voraus und weigerte sich, darin einzutreten.

Vergeblich war Herr Schneider, der Präsident der

Kammer, beauftragt worden, in ihn zu dringen, vergeblich sandte die Kaiserin den Admiral Jurien de la Gravière, um an seinen Patriotismus appellirend, ihn zur Annahme des Portefeuilles zu bewegen.

„Sie würden dem Vaterlande große Dienste erweisen können,“ sagte man ihm. „Sie sind ein Organisator, und der Kriegsminister spielt gegenwärtig die erste Rolle zur Erleichterung der Operationen der Armee und zur administrativen Herstellung der Ordnung nach den Niederlagen.“ —

Die Kaiserin wußte, daß sie der Vaterlandsliebe des Herrn Emile Ollivier sicher war und jedes Opfer von ihm verlangen konnte, — sie ließ also dem General Trochu den Posten des Ministerpräsidenten anbieten. Von Herrn Ollivier selbst bestürmt, erwiderte der General:

„Mein Eintritt in das Cabinet kann den Sturz des Ministeriums, das die Ereignisse zu Boden drücken, nicht einen Tag lang aufhalten.“ —

Nichts vermochte diesen Entschluß zu erschüttern, — man mußte daher einen anderen Ausweg suchen, und so kam es, daß General Palikao Kriegsminister wurde.

Am Morgen nach der ersten Regentschaftssitzung, die in der Nacht vom 6. zum 7. August stattfand, begab sich Admiral Jurien de la Gravière, der den meisten dieser Zwischenfälle beiwohnte, nach dem Schluß einer neuen Berathung des Conseils in den Saal des Ehrendienstes, begleitet von General Trochu, der an den Verhandlungen Theil genommen hatte. „Glauben Sie, General, daß wir Frankreich noch retten und den feindlichen Einfall verhüten können?“ fragte der Admiral, worauf der General ihm alles das mittheilte, was er seit langen Jahren über die auswärtige Politik Frankreichs gesagt, gedacht und geschrieben hatte.

„Ich spreche jetzt aber nicht von Politik," unterbrach ihn der Admiral. „Ich frage Sie als Soldat: Glauben Sie, daß das Kaiserreich noch im Stande ist, Frankreich zu retten?" —

„O," erwiderte General Trochu heftig, „man kann den Krieg nicht von der Politik trennen, denn der Krieg, das ist die Politik. Ich weiß nicht, wohin mein Geschick mich stellen wird." —

Dann erklärte der General, daß er sich angesichts solch' ernster Ereignisse seinen Nachkommen erhalten müsse, denn sein Geist sei auf's traurigste durch die Erinnerung an den Marschall Marmont heimgesucht.

„Ich habe meine Maßregeln getroffen," fuhr er fort, „und schon alle meine Bestimmungen in einem bei dem Pariser Notar Herrn Decloux deponirten Testament niedergelegt, aber nicht meines Vermögens wegen, denn ich besitze nur hundert Francs Zinsen und habe elf Kinder."

Der General sprach nämlich sehr gern von diesen elf Kindern seines Bruders, die er adoptirt hatte. Zeugen dieses oben erwähnten Gespräches waren Graf von Cossé-Brissac, Kammerherr der Kaiserin; Fürst Poniatowski, Stallmeister des Kaisers; ein Ordonanzoffizier und der Admiral Jurien de la Gravière der Einzige, der so bekannt mit dem General Trochu war, um sich für seine Herzensergüsse zu interessiren.

Das Leben und die Interessen eines Jeden sind freilich in derartigen Augenblicken eng mit dem Glück des Vaterlandes verknüpft, aber alle persönlichen Rücksichten sollen vor der gemeinsamen Gefahr in den Hintergrund treten.

Nachdem Herr Emile Ollivier vergeblich versucht hatte, den General Trochu zur Annahme des Portefeuilles

des Kriegsministers zu überreden, bot er es dem zu Lyon commandirenden General Palikao an, der sogleich nach Paris kam.

Durch eine seltsame Verkettung von Thatsachen war der von Herrn Emile Ollivier in sein Ministerium als Kriegsminister einberufene General Palikao dazu bestimmt, das Cabinet zu bilden, das dem vom 2. Januar folgte.

Kurz nach der Uebernahme der Geschäfte gab der neue Kriegsminister den reorganisativen militairischen Maßregeln einen kräftigen Anstoß und bildete mit großer Schnelligkeit neue Armeecorps. General Trochu erhielt das Commando des 12. Corps, zu dem er in Châlons stieß, woselbst er den Kaiser wiederfinden sollte.

Die politische Rolle, welche er als Gouverneur von Paris während der Belagerung spielen sollte, hatte indeß solch' ernste Folgen, daß es interessant sein dürfte, den einzelnen Abschnitten seines Lebens ein Wort zu widmen. Als die Armee nach dem Staatsstreich von 1852 aufgerufen wurde ihre Stimme über die neue Regierung abzugeben, schrieb der damalige Schwadronschef Major Trochu auf seinen Stimmzettel: „Ich stimme mit ‚Nein', weil ich es für meine Pflicht halte!" — Die einfache, aus vier Buchstaben gebildete Verneinung dünkte ihm nicht genügend, der von jeher die Sucht hatte, Worte zu machen.

Sechs Wochen später, als das Kaiserreich durch den Wunsch von Millionen, wieder erstanden war, weigerte sich derselbe Offizier den ihm vom Marschall von St. Arnaud angebotenen Posten eines Directors im Kriegsministerium anzunehmen, trotzdem diese Stellung für einen solch' jungen Offizier beneidenswerth war und ihm einen

bedeutenden Einfluß in der Armee zugesichert hätte. Das Zeugniß aller seiner Vorgesetzten, besonders aber das gewichtige Urtheil des Marschall Bugeaud, dessen Adjutant er in Afrika gewesen, bezeichnete ihn als einen ausgezeichneten Offizier und Arbeiter und glänzend im Gefechte. Indem er das Anerbieten des Kriegsministers ablehnte, sagte er:

„Ich befinde mich in einer mißlichen Lage und würde Sie nur compromittiren. Ich kann es nicht annehmen.“

Wenige Tage später erneuerte der Marschall sein Angebot. Nicht, daß Herr Trochu der einzige ausgezeichnete Offizier in der französischen Armee gewesen wäre, denn die Mehrzahl hatte für das Kaiserreich gestimmt, aber in diesem Falle handelte der Marschall von St. Arnaud im Auftrage des Kaisers.

Mit der Ueberlegenheit wahrhaft großer Seelen pflog der Kaiser das Vergessen von Beleidigungen bis zur Unbesonnenheit. Was war die Absicht des Monarchen, daß er einen Offizier, der ihm starke Beweise seiner feindseligen Gesinnungen gegeben, auf einem für seinen Rang hervorragenden Posten berief? „Dringen Sie in ihn,“ befahl er dem Kriegsminister, „denn ich wünsche der Armee dadurch ein Pfand meiner Versöhnlichkeit und meines Vertrauens zu geben.“ —

Marschall von St. Arnaud kannte das menschliche Herz — als ein Mann von Geist befahl er, und Herr Trochu mußte gehorchen. Er wurde nun ein eifriger Mitarbeiter all' der Phasen, welche das Ministerium St. Arnaud kennzeichnen, sehr geschätzt von seinem Chef, und 1854 dessen erster Adjutant im Krimkriege.

Unter diesem eminenten Vorgesetzten nahm er auch einen thätigen Antheil an der Organisirung der Armee, und nach der Schlacht an der Alma wurde der Oberst Trochu zum Brigadegeneral befördert. Sodann wurde ihm die Stellung eines Chefs des Generalstabes der Armee angeboten, den er aber ausschlug um den General von Martimprey nicht zu verdrängen. Diese Zurückhaltung ehrt ihn, die beabsichtigte Ernennung ist aber kein Grund zu der Annahme, daß die kaiserliche Regierung ihn bei Seite schieben wollte. Bei dem Sturm auf Malakoff wurde er verwundet, worauf ihn bei seiner Rückkehr nach Frankreich abermals die Direction des „personel de l'infanterie" angeboten wurde, und wiederum lehnte er ab, indem er sich auf seine Ansichten berief, die denen nicht entsprachen, welche man bei der von dem Kaiser geplanten Reorganisation der Armee in Anwendung zu bringen gedachte. Jedenfalls war es eine gute Gelegenheit zu versuchen, mit diesen Ansichten den Sieg davonzutragen.

Im italienischen Kriege schlug sich die Division Trochus mit großer Begeisterung unter Marschall Canrobert bei Solferino; von 1859—1867 bekleidete er die Stellen eines Mitgliedes des Generalstabes und eines Inspecteurs der Infanterie und das Commando der Expedition nach China wurde ihm angetragen, ehe es der General Montauban erhielt. Er lehnte es ab und hätte noch Adjutant des Kaisers, Senator und wer weiß was werden können, wenn er nicht unaufhörlich beleidigt gewesen wäre.

Es hat dem Kaiser unter allen Verhältnissen daran gelegen, sich ihm angenehm zu machen und in ihm einen Mann zu ehren, der dem Vaterlande Dienste erwiesen hat. General Trochu verlor seinen Bruder, der eine Wittwe

mit elf Kindern hinterließ und da der Kaiser wußte, daß kein Vermögen vorhanden war, sandte er der Wittwe für ihre zahlreiche Familie die Summe von 20 000 Francs. Daraufhin erbat der General eine Audienz, um dem Kaiser zu danken, indem er zugleich die 20 000 Francs zurückerstattete, da er sich selbst der Kinder seines Bruders annehmen wollte. Trotzdem nahm er von Andern für seine Schwägerin ein rentables Tabaksgeschäft und namhafte Beiträge zur Erziehung seiner Nichten und Neffen an.

Im Jahre 1867, als Marschall Niel gerade die Reorganisirung des Heeres vorbereitete, brachte General Trochu mehrere Tage in Compiègne zu, da er in die Commission zur Ausarbeitung der neuen Militairvorlage gewählt worden war. Kurze Zeit vorher hatte er eine Brochüre herausgegeben, welche in Europa dadurch großes Aufsehen erregte, daß er in derselben alle schwachen Seiten unserer Militairverwaltung geißelte.

In dieser Schrift resummirte er mit großer Gewandheit alle die von competenten Strategen dargelegten Ideen und ließ keine der bestehenden Heereseinrichtungen gelten, indem er zugleich die Einsicht der Regierung zur Abhülfe anrief. Diese vielbesprochene Arbeit wurde auch von der Kaiserin gelesen, die dem Verfasser ihre Sympathie ausdrückte für diese That muthiger Unabhängigkeit, die viel Rachsucht wachrufen mußte. Der General wurde in Compiègne, wo ich mich gleichzeitig befand, sehr freundlich empfangen. Er ging selten an Hof, da er dort nur Wenige kannte, und um der Kaiserin gefällig zu sein und weil ich ihn ein wenig isolirt fand, führte ich mich bei ihm als Landsmännin ein und bat ihn am Abend seiner Ankunft um seinen Arm beim Diner. Der General erging sich

darauf in Verwahrungen voll der größten Bescheidenheit. „Ich kann Ihre Güte nicht annehmen,“ sagte er, „denn Ihr Platz ist unter den Ersten, während der meinige sich unter der großen Menge verliert.“

Ich bemühte mich ihn zu überreden, indem ich bemerkte, daß alle Gäste des Kaisers einander gleich stehen, aber ich konnte trotzdem nicht umhin, in dieser durch Nichts begründeten übergroßen Bescheidenheit eine Art von Affectation zu erblicken, denn die Divisionsgeneräle standen gewöhnlich im Range über der Mehrzahl derer, mit denen sie zusammentrafen. Während seines Aufenthaltes in Compiègne hatte General Trochu mehrere Unterredungen mit der Kaiserin, für welche er laut seine große Bewunderung und Hochachtung, auch mir gegenüber, kundgab.

Der Gesetzgebende Körper trat am 9. August 1870 zusammen. Ein großer Theil der Abgeordneten befand sich schon vor der Eröffnung der Sitzungen in Paris, wo die verschiedenen Gruppen Berathungen abhielten und ein Jeder seinen Leidenschaften, seinem Ehrgeiz und seinen Befürchtungen Worte gab.

In den Augen einer der bedeutungsvollsten Parteien der Kammer war das Cabinet vom 2. Januar der Ausdruck einer gefährlichen Politik und die Aufregung, die in Paris herrschte, schien denen Recht zu geben, die den Kaiser mit Bedauern eine liberalere Aera einführen sahen, da er sich dadurch eines Theiles seiner Autorität begab.

Von dieser Partei wurden die Minister verantwortlich gemacht für die revolutionairen Anwandlungen, welche überall zum Ausdruck kamen und der ohnedies schon schwierigen Lage neue Gefahren hinzugesellten. Sie beschloß

daher eine Deputation an die Kaiserin, um von derselben die Auflösung des Ministeriums Ollivier zu erbitten.

Die Kaiserin aber war der Ansicht, daß eine Cabinetskrise Angesichts des Feindes das Land in eine unnöthige Unruhe stürzen würde und verweigerte die Entlassung ihrer Minister.

Am 9. August, dem Tage des Zusammentrittes der Kammer, umringte eine tobende Menge den gesetzgebenden Körper. Durch Polizeirapporte benachrichtigt, erschien Marschall Baragney d'Hilliers, der Gouverneur von Paris in Person, um sich davon zu überzeugen, daß alle Maßregeln getroffen worden waren, um die Vertreter des Landes in Sicherheit berathen zu lassen. Trotzdem fand im gegebenen Moment eine Art Ueberfall der Kammer statt und der Pöbel drang bis in die Gärten vor, wo ihm der alte Marschall, den Hut unter dem verstümmelten Arm, entblößten Hauptes allein gegenübertrat.

„Zurück!" rief er in seiner kurzen Art, „geht und zerstreut Euch! Wenn nicht, so wißt Ihr, daß ich nicht fackele!"

Die Menge ließ sich's gesagt sein und er hatte an diesem Tage nicht nöthig, die Truppen einschreiten zu lassen.

Die Sitzung war sehr bewegt, und die Minister hatten große Mühe in dem allgemeinen Tumulte zu Wort zu kommen. Herr Emile Ollivier mußte natürlich die heftigsten Angriffe über sich ergehen lassen.

Die Vertreter der Partei der Unversöhnlichen, die eine sofortige Rüstung der Nationalgarde forderten, provocirten eine mit der größten Gehässigkeit geführte Discussion und endeten dieselbe mit einem Antrag auf ein Mißtrauens-

votum gegen das Ministerium, der mit immenser Majorität angenommen wurde. Die Minister zogen sich darauf zurück, um der Regentin ihre Demission einzureichen.

An demselben Morgen hatte ein Ministerconseil stattgefunden, in welchem Herr Emile Ollivier darauf gedrungen hatte, daß der Kaiser nach Paris zurückkehren mußte. Die Kaiserin hatte sich diesem Plane widersetzt, denn sie betrachtete die Rückkehr des Kaisers, der seine Soldaten verlassen sollte, nachdem sie geschlagen waren, als einen Act, der eines Herrschers unwürdig sei. Mehr noch, sie war davon unterrichtet worden, daß die Rückkehr des Kaisers nach Paris die Bevölkerung zu großen Feindseligkeiten aufreizen würde.

Der Kaiser hatte thatsächlich schon auf sein Obercommando verzichtet. Hätte er, des Nimbus beraubt, der den Sieger umgiebt, belastet von der um die Regierung sich erhebenden Verantwortlichkeit, da man ihn der Unvorsichtigkeit anklagte, als ein Besiegter nach Paris zurückkehrend, es vermocht, wieder Vertrauen zu erwecken? Man hatte im Gegentheil nur zu gute Ursache zu fürchten, daß diese Rückkehr das Zeichen zu einer furchtbaren Empörung geben würde. Emile Ollivier sprach mit großer Kraft für seinen Plan gegen die Kaiserin, die sich demselben fest widersetzte.

„Mag der Kaiser,“ so sagte sie, „nach dem kleinsten Vortheil die Hauptstadt wieder betreten, — und warum sollten wir einen solchen nicht hoffen dürfen, da neue Kämpfe seit einigen Tagen nicht mehr stattgefunden haben! Dann wird Alles sich um ihn schaaren. Aber es wäre um das Ansehen des Kaisers geschehen, wenn er in Paris unter den Insulten des Pöbels scheitern sollte. Und Vorsicht oder

Nachgiebigkeit von den Parisern nach den Niederlagen, die wir erleiden mußten, zu verlangen, daran ist nicht zu denken."

Paris war fast völlig entblößt von Truppen, man hätte nicht einmal mehr einen Aufstand niederdrücken können. Das bedachte die Regentin, als sie sich bemühte von der Person des Kaisers Herzeleid und Gefahren abzuwenden, die sie gleichzeitig als den Interessen und der Würde des Landes schädlich erachtete, denn sie war überzeugt, daß die Ehre Frankreichs weit mehr durch eine Revolution vor dem näher rückenden Feinde, als durch Niederlagen gefährdet sei.

Herr Emile Ollivier wollte nach erlangter Zusage zur Rückkehr des Kaisers noch in derselben Nacht sämmtliche Führer der Opposition verhaften lassen, wozu die Befehle schon bereit lagen, doch die Kaiserin verweigerte auch dazu ihre Einwilligung.

Während des Conseils, bei welchem diese Angelegenheiten mit großer Lebhaftigkeit berathen wurden, saß Herr Emile Ollivier so, daß die Zugluft ihn streifte. Er war ein wenig unpaß, da er am Abend vorher durch seine Ansprache an die Menge vom Balcon herab heiser geworden war; deshalb erbat er die Erlaubniß, ein Fenster schließen zu dürfen, da er noch in der Kammer zu sprechen habe.

Die Kaiserin erhob sich, trat an das Fenster und schloß es mit eigenen Händen.

Die letzte Zusammenkunft der Kaiserin mit dem Ministerium vom 2. December war kurz und schmerzlich für Alle, — hatte man doch vereint die Periode eines Plebiscit-Triumphes durchgemacht und trennte sich nun, die Seele erfüllt von Trauer inmitten einer Gefahr, die

zwiefach das Land bedrohte! Wenn man dieselben Prüfungen durchlebt und dieselben Uebel erlitten hat, sind Worte eitel.

Die Regentin beauftragte den General Palikao mit der Bildung des neuen Cabinets.

Herr Emile Ollivier verkündete die Formation des neuen Ministeriums, — es war sein letzter Regierungsact. Wenige Tage später zog er sich nach der Schweiz zurück, woselbst er bis nach der Beendigung des Krieges blieb.

---

## Siebentes Capitel.

Von dem letztgenannten Zeitabschnitt an begann für die Kaiserin die schmerzlichste und niederdrückendste Aufgabe, die je von einer Frau und Herrscherin erfüllt worden ist.

In einem Lande wie dem Unsrigen hört jede Botmäßigkeit auf, sobald der Donner der Geschütze ertönt. Während all' unsere Streitkräfte ohne irgend welche Hülfe an den Grenzen zermalmt wurden und die Kammer ihrem Zusammenbruch nahe war, sollte es die Kaiserin unternehmen, die Nation zu ermuthigen und sie zu zügeln — sie sollte versuchen, die Autorität der Kaiserlichen Regierung aufrecht zu erhalten, während die schrecklichsten Spaltungen sich bemühten, diese Autorität unter ihren Händen zu zertrümmern.

Die Wahlen von 1869 waren unter der Zusicherung der Abrüstung erfolgt, wie es die meisten Wahlprogramme jener Epoche ohne Unterschied der Partei trotz den vom Kaiser und dem Marschall Niel deutlich ausgedrückten Plänen beweisen.

Die Kammer wollte eben die Verantwortlichkeit eines Mißerfolges nicht auf sich nehmen. Sie erschöpfte sich in ermüdenden Reden, berührte unvorsichtiger Weise alle

militairischen Fragen, hetzte das Land auf, indem auf der Tribüne alle wahren und falschen Gerüchte ohne Unterschied geglaubt wurden und gab dem Feinde dadurch die Fingerzeige, aus denen er seinen Nutzen zog, wie es in den Berichten des Großen Preußischen Generalstabes zu lesen ist.

Die traurigsten Verdächtigungen über die Rolle, welche der Kaiser der Armee gegenüber spielte, fuhren fort, aufzutreten. Herr Barthélemy St. Hilaire ließ in der Kammer nicht nach, die Regierung hinterlistig zu fragen, ob denn der Marschall Bazaine wirklich der absolute und unabhängige Oberbefehlshaber der Armee sei und ob die Kaiserliche Garde ebenso unter ihm stünde, als die anderen Armeecorps.

Marschall Mac Mahon hat sich in einem berühmt gewordenen Prozeß dem Versuche unterzogen, diese Fragen zu beantworten. Er erinnerte zunächst an die Umstände, unter welchen ihm das Commando der Armee von Châlons übertragen wurde, das unter dem Oberbefehl des Marschalls Bazaine verblieb. Die diesbezüglichen Aussagen des Herzogs von Magenta haben eine historische Tragweite, welche Nichts im Stande ist, zu widerlegen. Er sagte wörtlich:

„Als ich meine Ernennung zum Commandanten der Armee von Châlons nebst meinem Dienstbefehl erhielt, fragte ich den Kaiser, in welchen Beziehungen Er, der Souverain, zu dem Commandanten der Armee von Châlons stände. Der Kaiser erwiderte mir, daß er aus mir nicht mitzutheilenden Ursachen, abgesehen von sich selbst, dahin entschieden habe, mir den Befehl zu überlassen, da er sich selbst mit den Operationen nicht zu befassen gedenke. Ich darf also sagen, daß alle befohlenen Bewegungen von mir ausgegangen sind, und daß diese Bewegungen bewiesener

Maßen im Gegensatze zu dem standen, was der Kaiser zu thun wünschte.“ —

Die Loyalität, mit welcher der Herzog von Magenta die ganze Verantwortung aller Operationen der Armee von Châlons auf sich lud, ehrt den ruhmreichen Besiegten von Reichshofen und Sedan.

Die drohenden Unruhen in Paris, Lyon und anderen großen Städten erregten den heftigsten Schrecken unter den vernünftig Denkenden, die wohl einsahen, welche Kräfte unsere Divisionen den Anstrengungen des Feindes gegenüber zu stellen hatten.

Inmitten dieser Prüfungen bewies die Kaiserin eine Seelengröße und eine Festigkeit, welche ihre Freunde zwar erwarten durften, diejenigen aber überraschte, die sie weniger gut kannten und ihr in jenen Tagen näher traten.

Die durch den Willen der Nation eingesetzte Kaiserliche Dynastie hatte in den Augen des Kaisers den Zweck, Frankreich glücklich und geehrt zu machen. Die Regentin erhob sich in jenen Tagen über jeden dynastischen Egoismus und sorgte nur für die Interessen des Landes.

Auf alle politischen Bedenken, die man ihr hinsichtlich der Sicherung der Zukunft ihres Sohnes und der Rechte der Kaiserlichen Regierung unterbreitete, erwiderte sie unabänderlich und getreu den Ueberzeugungen des Kaisers:

„Wir haben nicht an die Dynastie, sondern nur an Frankreich zu denken!“ —

Und daß sie es that, bewies sie dadurch, daß sie um den Preis ihres eigenen Lebens und um den Preis des Thrones alle verfügbaren Truppen trotz der sie bedrohenden Revolution an die Grenze schickte.

„Das französische Blut ist jetzt allzu kostbar,“ sagte

sie, „ich will nicht, daß auch nur ein einziger Tropfen davon für meine persönliche Vertheidigung vergossen wird!“

Und in diesem Gedanken allein verließ die Kaiserin am 4. September die Tuilerien, indem sie auf eine Macht verzichtete, die ihr ein siegreicher Aufruhr ohne Kampf entriß, während Paris von einer brüllenden und trunkenen Menge widerhallte. Und zu gleicher Zeit fielen die edelsten unserer Söhne auf dem Schlachtfelde, indeß der Feind bis in das Herz des Vaterlandes vordrang.

Man ist soweit gegangen, zu behaupten, daß die Kaiserin in Nachahmung, ich weiß nicht, welches Ereignisses, das Land in einen verbrecherischen Krieg gestürzt habe, um den unentschlossenen Händen des Kaisers die Zügel der Regierung zu entreißen, und um diese Lüge mit einiger Wahrscheinlichkeit zu versehen, war es nothwendig, den Kaiser als unter einer moralischen Schwäche leidend darzustellen, die ihn aller Selbständigkeit beraubte. Aber trotzdem die Gesundheit des Kaisers auf das Grausamste heimgesucht worden war, so hat dennoch niemals ein Augenblick der Ohnmacht diesen großen und edlen Geist getrübt, der bis zur letzten Stunde klar und fest blieb. So zerfällt dieses Gerücht vor der einfachsten Ueberlegung, wie es denn die Zeit selbst schon widerlegt hat.

Angesichts einer Regierung wie die kaiserliche, in welcher die Person des Souveräns einen solch' entscheidenden Platz einnahm, weil das drei Mal befragte Volk ihm drei Mal die Sorge um sein Geschick anvertraut hatte, während um seine Person eine Phalanx von ergebenen, aufgeklärten und talentvollen Männern geschaart stand, da konnten nur Ununterrichtete oder Böswillige behaupten, daß die Kaiserin sich an die Stelle desjenigen setzen wollte, der zwanzig Jahre lang

mit einer Autorität und einem Ansehen ohne Gleichen regiert hatte.

Hat die Kaiserin nicht selbst achtzehn Jahre lang den Schwierigkeiten in's Auge gesehen, aus deren Mitte sich das Prinzip der Kaiserlichen Regierung entwickelte? Sie kannte den französischen Charakter wohl und wenn man von der erhabenen und großmüthigen Triebkraft absah, die nie aufgehört hat, die Regentin zu beseelen, so müßte man sich noch fragen, ob sie denn so verblendet gewesen sei, um nicht zu begreifen, daß eine Regierung in ihren Händen in Frankreich nicht die mindeste Chance von Dauer haben konnte, selbst wenn der Kaiser, was aber falsch ist, seine geistigen Fähigkeiten eingebüßt hatte.

Das Interesse der Kaiserin als Herrscherin und Mutter, sowie ihre politische Rolle vereinten sich im Gegentheil nur auf dem einen Punkte: das Ansehen des Kaiserreiches zu retten. Klug und scharfsinnig wie sie war, wußte Niemand besser wie die Kaiserin, daß Alles, was die Person des Kaisers herabsetzen konnte, eine Schwächung der Regierung zu bedeuten hatte. Auf welche Kraft hätte sie sich in einer derartigen Lage stützen sollen, um ehrgeizige Hoffnungen zu fördern?

Ja, die Kaiserin war auch ehrgeizig, aber sie war's im höheren Sinne, denn ihr Ehrgeiz gipfelte in Frankreichs Größe, in dem Ruhm ihres Gemahls.

Schön, umschmeichelt und umgeben von Huldigungen wäre es ihr, wenn sie Geschmack an Intriguen und Machtgelüsten gefunden hatte, leicht geworden, sich inmitten der Schwankungen und Spaltungen der Parteien eine Stellung zu schaffen, die heut noch ihr Handeln und Denken beschäftigen könnte. Hat sie es jemals versucht, sich gegen die Unter-

stellungen zu verwahren, die den ganzen Stolz ihres Herzens so schwer verwundet haben? Hat sie nicht das Gewicht gewisser Verantwortungen auf sich ruhen lassen, mit denen die Leidenschaften der Parteien ihr Andenken zu beflecken suchten?

Wenn also die Kaiserin so wäre, wie die Verleumdung sie geschildert, hätte man sie dann gleichgültig gegen sich selbst, ohne Heimat und ohne Familie, durch ihre Trauer von aller Welt abgeschlossen, sich in die Einsamkeit und in die Stille zurückziehen sehen, als ob ihr Leben keine andere Triebfeder hätte, als das Andenken an ihre Lieben? Seit nahezu zwanzig Jahren erwartet die ob ihrer Schönheit und ihrer Anmuth von aller Welt dereinst so hoch gepriesene Fürstin nichts mehr von dem Leben. Sie hat die Nichtigkeiten irdischer Größe kennen gelernt und ihre Zeit gehört nur noch dem rührenden Cultus und der Erinnerung an ihre Abgestorbenen und fast scheint es, als ob die ganze Außenwelt mit ihrem Herzen in das Grab gesenkt worden wäre.

Am 14. August verkündete eine Depesche des Kaisers einen Erfolg bei Borny und Longeville, aber gleichzeitig hörte man, daß Nancy von einem Detachement preußischer Cavallerie besetzt worden war. In der That waren vier Ulanen, jene legendären Ulanen, die wir während des ganzen Feldzuges an der Spitze der preußischen Bewegungen wiederfinden, in die offene Stadt Nancy hineingeritten, wie vier Sportsmen, die vor der Jagd auf dem Rendezvous anlangen.

Der 15. August war einer jener Tage dieser traurigen Epoche, der mir unvergeßlich geblieben ist. Die Kaiserin hatte diesen für Volksfeste bestimmten Tag selten allein

verlebt. Im Jahre 1870 waren alle Pompiers der Departements zur Theilnahme an der Vertheidigung der Hauptstadt nach Paris einberufen worden, und die öffentliche Stimmung neigte sich diesen braven Leuten zu, die, den Helm auf dem Kopfe, in mehr oder minder veraltetem Aufputz, ihre Dörfer verlassen hatten. Nichts konnte weniger martialisch sein, als ihr Auftreten, denn alle jungen und gesunden Männer waren schon im Felde und diese hier befanden sich außer Stande, ihnen zu folgen. So zogen sie am 15. August durch die Stadt und nahmen gern einen Ehrentrunk von den Einwohnern an.

Da die Hitze an jenem Tage erdrückend gewesen und die Tuileriengärten geschlossen waren, schritt die Kaiserin gegen Abend, blaß und schweigend, das Haupt von einem weißen Spitzenschleier umhüllt, gefolgt von wenig Personen, langsam durch die mächtigen Gruppen der Kastanien. Nicht ein Wort wurde gewechselt, — da, mit einem Male erschollen unweit des großen Bassins die unharmonischen Accorde von hundert zugleich geblasenen Fanfaren. Das waren die Pompiers, die sich auf dem Concordiaplatze versammelten, um zusammen in ihre Quatiere zurückzukehren.

Der Kaiserin hatten tagsüber diese überflüssigen Zusammenläufe ein so peinliches Gefühl verursacht, daß ihr dieser betäubende Lärm eine wahrhaft schmerzliche Gemüthsbewegung veranlaßte. Wir kehrten also wieder um, die düstere Masse des Palastes, der sich von einem glühenden Abendhimmel abhob, vor uns.

„Sehen Sie!“ rief die Kaiserin plötzlich mit lauter Stimme, „man wird glauben, die Tuilerien ständen in Flammen!“ —

Als wir die Zimmer betraten, hatte das Antlitz der Kaiserin einen starren Ausdruck, der mich erschreckte, denn sie glich in ihren weißen Kleidern, ihrem weißen Schleier, ihren schönen, leidenden Zügen und ihrer durchsichtigen Blässe einem leblosen Marmorbilde.

An dem Morgen desselben Tages, dem die Schlacht von Borny vorausgegangen war und der zum Vorabend von Rezonville werden sollte, an dem Morgen des 15. August wollte Marschall Canrobert den Kaiser begrüßen, von dem er wußte, daß er sich zum Abmarsch von Metz mit der Armee des Marschalls Mac Mahon vorbereitete. Er erreichte das Lager von Ban Saint Martin in dem Augenblick, als der Kaiser gerade in dem Wirthshause eine Tasse jenes dicken und trüben Caffees, wie er eben in Dörfern gekocht wird, zu sich nahm, und dabei saß, den Kopf in die Hand gestützt, regungslos und schweigend, aber mit tiefbewegtem Ausdruck in den Zügen. „Wie, Sie sind es, Marschall?“ rief der Kaiser ihm erstaunt entgegen. „Was giebt es? Ist etwas passirt?“ —

„Nein, Sire,“ erwiderte der Marschall, „aber es ist heute der 15. August, der Namenstag Eurer Majestät. Da bin ich denn, wie alle Jahre gekommen, Höchstderselben meine Glückwünsche darzubringen.“ —

„Wirklich, — ich hatte nicht mehr daran gedacht,“ sagte der Kaiser, indem er traurig das Haupt neigte: „Ich danke Ihnen, daß Sie sich dessen erinnert haben, mein lieber Marschall.“

Und damit fiel der Kaiser in sein Schweigen zurück. Nun bestand der Marschall auf die Nothwendigkeit eines schnellen Aufbruches, denn die Lage wurde immer kritischer und der Rückzug konnte jeden Moment abgeschnitten werden.

Trotzdem wurde der Marsch erst für den nächsten Tag beschlossen.

Der Marschall aber täuschte sich nicht, — der Feind war nahe, denn kaum hatte er den Kaiser verlassen, als eine Granate in dessen Generalstab schlug, einen Oberst und einen Commandanten tödtete und mehrere andere Offiziere verwundete. Das war die letzte Begegnung des Marschalls Canrobert mit dem Kaiser während des Feldzuges bis zu dessen Gefangenschaft in Wilhelmshöhe.

In Paris wurde die Thätigkeit nun fieberhaft. Wie in einem riesenhaften Ameisenhaufen, so arbeitete Alles nur noch dem einen Ziele entgegen und jedes individuelle Dasein schien aufgehört zu haben. Ein Jeder war bemüht, zur allgemeinen Vertheidigung beizutragen, — eine Art von großmüthiger Verbrüderung entstand im Herzen der Bevölkerung, jeder Stand war bereit, die Vertheidigung zu unterstützen.

Mit unerhörter Schnelligkeit verwandelte sich das seinen Localcharakter total verändernde Paris in ein großes Feldlager, denn derselbe Gedanke und dasselbe Interesse ließ Aller Herzen gleich hoch schlagen. Schon konnte man die Stärke dieser Einigkeit, die ja leider nur vorübergehend sein sollte, ermessen, da Jeder eine Ehre darin suchte, im Angesicht der allgemeinen Gefahr zur Hülfe Aller herbeizueilen.

Pater Philippe, der Superior der Brüder vom Christlichen Glauben, erschien bei der Kaiserin und stellte ihr die Arbeit aller seiner Zöglinge zur Verfügung. Es wurde eine Anzahl Erdsäcke für die Festungswerke von ihnen genäht.

In den Mansarden, in den Salons, in den Werk-

stätten und Gefängnissen erhielt ein Jedes seinen Arbeitsantheil. Unter den kraftlosen Händen der Greise und Kinder und unter den aristokratischen Händen der elegantesten Frauen häuften sich die Berge von Charpie. Von den reichsten Häusern bis zu den ärmsten Haushaltungen wollte ein Jeder helfen, die Leiden, die der Kampf schlagen sollte, zu lindern.

Der Industriepalast wurde mit Opfergaben aller Art die dazu bestimmt waren, das Geschick unser Soldaten zu erleichtern, überfüllt. Hier vereinte man alle Liebesgaben und hier war der Sitz der „Gesellschaft zur Hülfe Verwundeter zu Wasser und zu Lande", die unter dem Rothen Kreuze von Genf stand und nicht nur soviele der Wohlthaten spendete, sondern auch wahre Heldenthaten verrichtete.

Von Anfang an hatten der Kaiser und die Kaiserin sich lebhaft für dieses Liebeswerk begeistert und trugen durch die Beisteuer beträchtlicher Summen Geldes, Leinen und Gaben aller Art viel zu seiner Entfaltung bei. Die Kaiserin selbst hatte sich den Vorsitz erbeten. Auch die Familie Rothschild interessirte sich in großmüthiger Weise dafür und opferte dem Werke bedeutende Summen. Nach der Abreise des Kaisers zur Armee übernahm der Graf v. Flavigny die Generaldirection der Gesellschaft, später wurde die Gräfin v. Flavigny Vorsitzende: Doctor Nélaton hatte die chirurgische Oberleitung und unter seinem praktischen Unterricht bildeten sich eine große Anzahl von Frauen aus allen Schichten der Gesellschaft dazu aus, die ersten Verbände anzulegen, sowie den Verwundeten und Kranken, die ihnen anvertraut wurden die erste Pflege angedeihen zu lassen.

Die Gemahlin des Stallmeisters Seiner Majestät, Baronin Philipp von Bourgoing, eine Tochter des Herrn Dollfuß aus Mühlhausen, hatte das Leinenzeug unter sich, — eine collossale Arbeit, da dieselbe in dem Ordnen, dem Reinigen, Instandhalten und Vertheilen der für den Ambulanzdienst der Armen bestimmten Wäsche bestand.

Eines Tages, als Frau v. Bourgoing sich inmitten ihrer vielfachen und ermüdenden Beschäftigung befand, theilte man ihr mit, daß man ihren Gatten unter der Hundert-Garde erkannt habe, deren prächtiger Zug über die Champs Elysées unter seiner Führung zur Armee abmaschirte. Baron Philipp v. Bourgoing, Deputirter für Nièvre hatte mit Bedauern gesehen, daß er nicht dazu bestimmt war, dem Kaiser in's Feld zu folgen. Ohne daß es Jemand ahnte, hatte er sich, um der Person des Kaisers, dem er seit Jahren attaschirt war, nahe zu sein, für die Dauer des Krieges der Hundertgarde zur Verfügung gestellt, deren Zweck es war, den Kaiser stets zu begleiten.

Selbst Frau v. Bourgoing ahnte nichts von dem Vorhaben ihres Gatten, das er ihr verheimlicht hatte, um sie nicht zu beunruhigen, trotzdem er wußte, daß er auf ihren Muth und auf ihren Patriotismus rechnen durfte. Nun sah Frau von Bourgoing ihren Mann, den man bei Hofe den „schönen Philipp" nannte, an sich vorüberziehen — dann nahm sie ihre Arbeit wieder auf, das Herz geschwellt von einer leicht begreiflichen Erregung.

Die Aufsicht über den in's Feld abzusendenden Abulanzdienst war der Marschallin Canrobert übertragen. Es handelte sich dabei darum, das vollständige Personal für jede Ambulanz zusammenzustellen, Verbände, Arzeneien und alle sonstigen nöthigen Dinge zu ordnen, jede Sache

zu vervollständigen und an Alles zu denken, für Alles vorzusorgen.

Man konnte die Marschallin jeden Tag im Industriepalaste sehen, wie sie in ihrem einfachen grauen Wollkleide, schön wie eine Märchenkönigin, thätig und unermüdlich anordnete und überwachte und eine wahrhaft intelligente Fürsorge entwickelte für alles das, was die Verwundeten erleichtern konnte.

Später, als sie sich dem Marschall in Metz anschließen wollte, und am Tage der Capitulation die Stadt betrat, da fand sie dort eine von ihr eingerichtete Ambulanz vor, an deren Spitze eine israelitische Dame, Frau Coralie Cahen stand, deren Muth und Aufopferung während des Elends der beklagenswerthen Belagerung die Bewunderung Aller erworben hat.

Der kleine Wagen der Frau Cahen war auf allen den Schlachtfeldern des 14. 16. und 18. August zu finden gewesen, wo sie die Verwundeten sammelte und den Sterbenden Erleichterung brachte.

Die Marschallin erfuhr dies aus dem Munde des Soldaten selbst, denn mit Recht verehrte die ganze Armee diese wohlthätige Frau. Als Frau Canrobert nach Metz kam, grassirte der Typhus als schreckliche Folge der Entbehrungen und Anstrengungen der Belagerung unter unsern Soldaten, — Frau Cahen aber entfaltete bei diesen Kranken dieselbe Aufopferung und denselben unermüdlichen Eifer wie bei den Verwundeten und Frau Canrobert war ganz glücklich über die unschätzbaren Dienste, die gerade diese Ambulanz der Gesellschaft zur Hülfe Verwundeter der Armee erwiesen hatte.

Als man beschlossen hatte Paris in Belagerungszu-

stand zu versetzen, bat ich die Kaiserin mir zu gestatten, bei ihr bleiben zu dürfen. Unser Haus in der Aisne, die alte Abtei von Nogent in der Nachbarschaft von Coucy-le-Chateau, zwischen Laon, La Fère und Soissons gelegen, befand sich gerade in der Linie, auf welcher der Feind vordrang.

Das Departement der Aisne war von jeher dazu ausersehen, die Schrecken des Krieges zu empfinden, denn schon im Jahre 1814 war die Ebene von Laon der Mittelpunkt für die Operationen der verbündeten Armeen, und das gute Gedächtniß der Ueberlebenden jener Epoche konnte noch recht wohl die kleinen localen Thatsachen zurückrufen, die damals das Land mit Blut und mit Entsetzen erfüllt hatten.

Es ging das Gerücht, daß man um Laon ein verschanztes Lager von 40 000 Mann bilden, die Citadelle besetzen und die Stadt befestigen wolle. Aber man bemerkte keine Spur dieser Arbeiten.

Ich übernahm in den ersten Augusttagen meinen Dienst bei der Kaiserin, die mir bald darauf einen Brief des Aisne-Präfecten Herrn Ferrand zeigte, der dem Minister des Innern die kriegerischen Absichten der Bevölkerung anzeigte und von den „auf die Ebene gerichteten Geschützen der Citadelle" sprach. Ich hatte oft Gelegenheit, nach Laon zu fahren und kannte diese Geschütze der Citadelle," die rostend im Grase neben ihren zerbrochenen Laffetten lagen. Eine einzige davon wurde von der Artilleriewache in Stand gehalten, um an Festtagen das Signal damit zu geben. Ich mußte also die Kaiserin in diesem Sinne enttäuschen.

Die unerklärlichen Illusionen derer, die beauftragt waren, höheren Orts Aufschlüsse zu ertheilen, bilden eine der großen wunden Stellen jener Epoche und die Naivetät,

mit der man die Vertheidigung vorbereitete, ist kaum glaublich. So war die alte Citadelle von Coucy, deren majestätische Ruinen das Land als Zeugen eines vergangenen, stärkeren Zeitalters beherrschen, mit einer beweglichen Barriere aus einer Art von Flechtwerk versehen worden, die sich unter dem großen, mit Schießscharten versehenen Thore befand und von jedem Kinde bewegt werden konnte.

In gewissen Gemeinden konnte man die Männer sich mit falschen Gewehren aus Zimmerhölzern, grob zugestutzt üben sehen, ja sprach allen Ernstes davon, unsere Wälder mit Wolfsfallen und Fußangeln zu versehen. In welchen trügerischen Träumen hat man sich doch gewiegt!

Ich erinnere mich, daß zu Herrn Carette eines Tages ein Mann kam, der ihm geheimnißvoll anvertraute, daß er ein unfehlbares Mittel besitze, um unsere Soldaten auf dem Schlachtfelde vor den Kugeln zu sichern, und bat uns um einen Empfehlungsbrief an den Kriegsminister, dem er seine Erfindung vorlegen wolle, da die Sache dringend sei. Herr Carette wollte sich selbst von dem Werth einer derartigen Erfindung überzeugen und stellte dem Manne Arbeiter zur Verfügung, die ihm helfen sollten die Maschine anzufertigen, mit deren Hülfe er sich erbot, Versuche an sich selbst vornehmen zu lassen.

Zwei Tage später kam der Erfinder wieder, indem er sorgsam dem Blick verborgen, eine gerade und längliche Blechplatte brachte, die genau dem Tornister des Soldaten anzupassen war, der sich denselben dem Schusse entgegengerichtet, vor die Brust schnallen sollte.

Er hatte sich einen Infanterie-Tornister verschafft, an dem er seine „Maschine“ befestigte, dann stellte er sich vor

Herrn Carette hin, der sich einen mit einer Kugel geladenen Carabiner geben ließ, und bat, denselben auf ihn abzuschießen, indem er behauptete, daß die Beweglichkeit der Blechplatte die Kugel abprallen und auf den Angreifer zurückstoßen würde. Natürlich weigerte sich Herr Carette, einen derartigen Versuch zu machen, und auf seine Vorsicht und Menschlichkeit hatte unser guter Mann wohl auch gerechnet.

Man band den Tornister gegen einen Baum, worauf Herr Carette auf eine große Distance auf ihn feuerte. Die Kugel durchdrang die Platte, den Tornister und den Baum, worauf der sogenannte Erfinder zwar lebendig aber doch recht verwirrt von dannen ging.

Er war ein wandernder Arbeiter, der sich für einen Mechaniker ausgab und sich in Coucy aufhielt, um dort die Kirchenorgel zu repariren. Trotzdem seine Papiere durchaus in Ordnung waren, habe ich ihn doch stets in Verdacht gehabt, ein deutscher Spion zu sein. Wenn ich diese kleine Geschichte überhaupt erwähne, so geschieht es nur, um zu zeigen, wie weit die phantastischen Einfälle gingen, die von allen Seiten auftauchten.

Herr Carette dachte nicht daran, sich zu entfernen, denn ihn fesselten alte Familienbande an die Gegend, in welcher er lange schon Maire und conseiller général war. Aber er fürchtete für mich und für unsere Kinder, daß wir in einem solch' einsam gelegenen Kreise, wie der Unsrige, den Wechselfällen des Krieges allzusehr ausgesetzt sein möchten, wenn der Feind bis hierher vordringen sollte. Er wußte aber auch, wie innig ich an der Kaiserin hing, und daß es mir eine Ehrensache und ein besonderes Glück dünkte, ihr Geschick theilen zu dürfen.

Am 12. August brachte ich meine Kinder, von denen

das älteste kaum drei Jahre zählte, nach Dieppe zu Verwandten, die sich dorthin geflüchtet hatten.

Die Rührungsscenen, mit denen Familien sich von einander trennten, ohne zu wissen, wo sie sich wieder zusammenfinden würden, die Ueberfüllung und Unordnung der Bahnhöfe, der Lärm der Abreise, was man sagte, was man beobachtete, — Alles dies trug zu einem Bilde unglaublicher Verwirrung bei.

Man bewegte sich unter dem Drucke einer allgemeinen Bethörung, wie in einem wüsten wilden Traume, wo alle wirklichen Begriffe vom Leben der Vernunft entschwinden.

Nachdem ich meine Kinder zu Menschen gebracht, die sie nur zu gern bei sich aufnahmen, traf ich ganz verstört in Paris ein und kam mir vor, als seien meine Kinder kleine Waisen, die ich verlassen hätte. Aber die Lage der Kaiserin war herzbewegend, ihre Trauer und ihr Muth so bewunderungswürdig, daß ich neben ihr die Kraft fand, meine so natürlichen Gefühle zu überwinden. Es wurde mir zum Troste, wie es mir eine Pflicht war, ihr meine Anhänglichkeit zu beweisen und Alles zu verlassen, um ihr nahe zu sein.

Paris glich einem großen Marktplatze. Enorme Lastwagen mit Getreide und Fourage und Herden von Ochsen und Hammeln wurden durch die Straßen gebracht zur Verproviantirung der Stadt. Das Vieh wurde in den Gehölzen von Boulogne und Vincennes untergebracht.

Vor allen Hausthüren standen Umzugswagen, denn eine große Zahl der Einwohner verließ die Hauptstadt, während die des Weichbildes sich in die Enceinte der Festung flüchteten. Es bedurfte großer Mühe, ja oft des Aufwiegens mit Gold, um Transportmittel zu

erhalten, ja man ging so weit, die Beerdigungswagen zu benutzen, um das Mobiliar fortzuschaffen, so daß man in grotesker Vereinigung des Tragischen mit dem Lächerlichen wie in einem Todtentanz die elegantesten Nippes und Kinkerlitzchen auf Leichenwagen fortfahren sehen konnte. Ich entsinne mich noch in der Rue de Rivoli einem solchen Leichenwagen begegnet zu sein, auf dem ein Toilettentisch von rosa Seide mit weißen Spitzen und rosa Schleifen garnirt stand.

Der Tuilerienpalast war traurig und verödet. Alljährig gegen Ende Juni verließ der Hof Paris auf mehrere Monate und zwar gewöhnlich nach dem großen Preise. Die Tapezierer und Möbelbewahrer kamen dann, um die Vorhänge abzunehmen und die Teppiche zusammenzurollen, und die Möbel mit Staubkappen zu versehen. So blieb Alles bis Mitte December, wo der Hof aus Compiègne zurückkehrte. Als man im August 1870 in so großer Eile aus St. Cloud nach Paris kam, dachte Niemand daran, den Gemächern ihre gewohnte Eleganz zurückzugeben und so behielten die großen Säle in ihren Verhüllungen von grauer Leinewand ein Ansehen starrer Trauer, das mit dem Reichthum der Gemälde und den Vergoldungen der Decken und der Täfelung in um so schrofferen Gegensatze stand. Man hatte all' jenen Zierrat und jene Nippes entfernt. die den bewohnten Zimmern erst ein trauliches Etwas verleihen, und wo sich sonst eine Fülle von Blumen befand, da waren die Vasen und Jardinièren leer.

Unter dem Einfluß der beständigen Unruhe, in der wir lebten, preßte Einem ein peinliches Gefühl das Herz zusammen, wenn man diese weiten Räume betrat, die schon der Verlassenheit geweiht schienen, und man sprach darin nur leise wie in einem Krankenzimmer. In den Privat-

gemächern der Kaiserin waren die grünseidenen Tapeten und die Möbel durch Kappen von persischem Glanzleinen mit großen violetten Irisbouquets darauf, verhüllt. Aber das war angenehmer zu sehen, als die ordinären grauen Staubkappen der anderen Säle, obgleich dieses geblumte Zeug zu den mit Goldbronze beschlagenen Acajou-Möbeln im Stile Louis XVI. den herrlichen Gemälden, Bronzen und Sammlungen schlecht genug paßte. Die von ihren Pflichten vollauf beschäftigte Kaiserin wollte aber nicht zugeben, daß unter den herrschenden Verhältnissen Aenderungen vorgenommen wurden.

Ihre Majestät lebte in einem solchen Wirbel von Geschäften, daß sie selbst Nachts keine Ruhe fand. Zwei- bis dreimal täglich fand Ministerconseil statt, alle Nachrichten des Verwaltungsdienstes, der Armee und der Präfecten langten in den Tuilerien an und vereinten sich in dem Cabinet der Kaiserin mit allen zu treffenden Maßregeln.

Die Kaiserin war zu jeder Stunde zu sprechen, und es bleibt unerklärlich, wie sie im Stande war, eine derartige Anstrengung, eine solche Arbeitslast und soviel des Kummers zu ertragen. Wir sahen Ihre Majestät nur selten, denn sie nahm meist ihre Mahlzeiten in größter Eile in ihrem Cabinet allein unter der Arbeit ein. Selten nur wurde uns ein Wort oder eine Geste zwischen Thür und Angel oder zwischen zwei geschäftlichen Unterredungen zu Theil — ein halbes Lächeln von einem herzzerreißenden Blick begleitet, das war fast das Einzige, was die Kaiserin nur mehr für ein trauliches Dasein übrig hatte. Manchmal auch hörten wir eines jener schmerzdurchzitterten Worte von ihr, das die Todesqualen ihrer zuckenden Seele verrieth.

Am 17. August fand ein thatsächlicher Zusammenstoß im Viertel von Villette statt — es war der Vorläufer zu

dem Umsturze, der Paris mit Blut beflecken und die Commune entfesseln sollte. Die Empörung fand auf Anstiftung mehrerer Mitglieder der „Internationale“ statt, an welcher Herr Blanqui thätigen Antheil nahm, welche Ehre er selbst in seiner Zeitung: „Le patrie en danger“ in der Nummer vom 17. September 1870 mit folgendem Artikel für sich fordert:

„Heut vor einem Monat vereinten sich nach und nach hundert Männer auf dem Boulevard de la Villette neben der Kanalbrücke. Es war Sonntags, bei schönstem Sonnenschein. Zahlreiche Spaziergänger, die durch die Gegenalleen strömten, verbargen die Formation der Versammlung, deren Neugierde scheinbar durch einen bei der Pompiercaserne stationirten Taschenspieler erregt wurde. Der Anführer der Bewegung, der den bei dieser Angelegenheit engagirten Bürgern vorausgegangen war, hatte sie davon benachrichtigt, daß sie sich um das den Taschenspieler umgebende Publicum sammeln sollten. Die Gruppe konnte sich so vereinigen, ohne den Verdacht der Polizei zu erregen.

Gegen $1/_{2}4$ Uhr gab Blanqui das Zeichen und die Versammelten bewegten sich langsam ohne Lärm der Pompierkaserne zu durch eine der Gegenalleen, denn man mußte auf die Chaussee gelangen, um zum Gardecorps zu kommen. Diese unerwartete Wendung rechtsum gab der Schildwache und den Soldaten das Zeichen zum Allarm und sie ergriffen ihre Gewehre —! Das war eine grausame Enttäuschung.

„Der Boulevard wurde von den Aufständischen überrannt, die bei den Zuschauern vergeblich mit den Rufen: „Es lebe die Republick! Tod den Preußen! Zu den Waffen“ Interesse zu erwecken suchten, — aber nicht ein Wort, nicht eine Bewegung antworten diesen Aufreizungen.

Bürger Pranger hatte für diesen Aufstand sein ganzes Vermögen von 18 000 Fr. hergegeben, ohne auch nur einen Centime für sich zurückzubehalten."

Die Haupträdelsführer der Emeute von Villette haben sich selbst genannt, — es waren Blanqui, Eudes, Granger, Pilho und Flotte.

Dieses Document ist in dem vom Grafen Daru aufgenommenen Bericht der Zeugenverhörcommission unter den Acten der Regierung der „Defense nationale" enthalten.

Was der angeführte Artikel mit Stillschweigen übergeht, ist das Massacre der Pompiers, jener treuen Wächter der öffentlichen Sicherheit, und der wehrlosen Passanten, unter denen auch ein ganz junges Mädchen zum Opfer fiel. Uebrigens haben sich's die Deputirten der Opposition angelegen sein lassen, diesen verbrecherischen Versuch zurückzuweisen, denn Herr Gambetta hat thatsächlich in der Kammer gesagt:

„Die Regierung hat sich nicht wie gewöhnlich in dem Hinweis auf die verbrecherische Hand getäuscht, denn sie hat darin sofort die Agenten Bismarcks erkannt. Uebrigens hat das Volk lange vor ihr die fremde Hand eingreifen sehen und sich selbst daran gemacht, sie zu richten."

An jenem Tage waren alle Kasernen leer, denn die letzten Truppen hatten Paris verlassen und waren nach Châlons abmarschirt, wo sie das 12. Corps unter General Trochu und das 13. Corps unter General Vinoy bilden halfen, — der letztgenannte war einer unserer Generäle, der das leuchtendste Beispiel gab von Soldatenehre und patriotischer Selbstverleugnung. Gleich nach dem unglücklichen Tage von Champigny, als die Stunde der Capitulation von Paris geschlagen hatte, resignirte General Trochu

auf sein Commando bei der Armee, indem er sich gleichzeitig den Posten eines Präsidenten der Regierung der „Defense nationale" vorbehielt, denn er wollte seinen Namen nicht in der Urkunde der Uebergabe der Hauptstadt fungiren lassen, in welcher er fünf Monate lang alle militärische und civile Gewalt ausgeübt hatte. Nachdem er auf seine Functionen als Chef der Armee verzichtet hatte, begab er sich zu General Vinoy, der mit männlicher Würde den ihm auferlegten traurigen Pflichten oblag.

Nach dem Abzug des 12. und 13. Corps blieb der Schutz von Paris in den Händen einiger Polizeibrigaden und der Nationalgarde, die sich eben erst zu bilden begann, zurück. Erst viel später langte das Marine-Contingent, das sich während des Feldzuges so ausgezeichnet geführt hatte, in Paris an.

Nach der Emeute von Vilette mußte man die Kaiserin von den ausbrechenden Unruhen unterrichten, sowie von der kundgegebenen Absicht der Empörer, sich gegen die nur durch einen schwachen Posten besetzten Tuilerien zu werfen. General Mellinet, der Commandant der Nationalgarde, den man gleichfalls davon benachrichtigt hatte, erschien bei Ihrer Majestät und setzte ihr die Gefahr der Revolution auseinander. Die Kaiserin nahm die Nachricht sehr ruhig auf.

„Wenn sie kommen wollen, können wir sie nicht verhindern," sagte sie, „lassen Sie die Thore schließen, damit sie wenigstens die Mühe des Oeffnens haben."

Dies geschah und einige gut getroffene Maßregeln der Polizei, welche genügten, um die revolutionäre Bewegung zu kreuzen, verhinderten für diesen Tag noch den Angriff auf die Tuilerien.

## Achtes Capitel.

Die Zeit welche der Kaiser im Hauptquartier zu Metz verlebte, wurde zur schmerzlichsten Epoche seines Lebens, das so reich an Ereignissen war.

Das Ziel seines Daseins, die Größe und das Gedeihen Frankreichs, sein so schön erfüllter Traum, der Ruhm der Dynastie und des großen Namens Napoleon, dessen Andenken und Liebe er im Herzens seines Volkes neu belebt, — alles dieses stürzte zusammen unter einem unheilbaren und unaufhaltsamen Mißgeschick. Daneben beraubten ihn unerträgliche Schmerzen jeder physischen Thätigkeit, die in einer derartigen Lage gebieterisch gefordert war, und um sein Leid zu krönen, sah er den geliebten Sohn an seiner Seite unter der Last des Unglückes, das sich auf Frankreich und ihn herabgesenkt, dahinsiechen. All diese, über die Kräfte eines Kindes gehenden seelischen Erschütterungen wirkten nachtheilig auf die Gesundheit des Prinzen, dessen Gemüth der Schlag jeder neuen Niederlage, jeder neuen Enttäuschung empfindlich traf. Er verfiel einem langsam zehrenden Fieber, dessen Anfälle er zwar zu verbergen suchte, das sich aber vor den Augen des Kaisers nur zu deutlich kundgab und ihm eine unablässige Besorgniß einflößte. Der Prinz war stets auf der

Lauer auf alle Nachrichten und man mußte darauf verzichten, ihm die schrecklichen Berichte zu verschweigen, da er mit seinem angeborenen Scharfsinn Alles begriff und Alles erriebt und eine um so größere Aufregung empfand, wenn man ihm einen Theil der Wahrheit vorenthielt.

In diesem Zustand begleitete der Prinz den Kaiser, als dieser Metz am 16. August verließ und unerwartet in Châlons in einem Waggon 3. Klasse, in den er auf rasch zusammengefügten Holzbänken mit seinem Generalstab zusammengedrängt saß, eintraf. Es war dies das einzige Transportmittel, das ihm zur Verfügung stand.

Der Anblick des Lagers war jammervoll. Das war keine Armee mehr, — das war ein Zusammenfluß von Menschen, die dem Gemetzel entlaufen waren, abgehetzte, auseinandergesprengte Leute, die weder Vorgesetzte noch Freunde mehr kannten, traurige Ueberbleibsel der letzten Schlachten, die fast Alle zerfetzte Uniformen trugen, Reiter ohne Pferde, Infanteristen ohne Waffen und ohne Gepäck, Artilleristen ohne Geschütze, so irrten sie durch das Lager, entmuthigt und ohne Ziel.

So fand der Kaiser seine Soldaten wieder, die einst so stattlich ausgerüsteten Truppen, der Stolz unseres Landes, diese Armee, um die Europa uns beneidet hatte. Aber eine derartige Verwahrlosung, eine derartige Niedergeschlagenheit konnte nur vorübergend sein! Ein wenig Ruhe, einige Aufmunterung, und bald, Dank dem unermüdlichen Eifer der Vorgesetzten, bald mußten dieselben Leute ihren Muth wiederfinden, von Neuem in den Kampf zu ziehen ihre Brust dem Feinde darzubieten, und bis zum letzten Mann bereit, eine Schutzmauer für das Vaterland zu sein, oder zum mindesten die Waffenehre zu retten!

Der Kaiser war von dieser Auflösung heftig betroffen. Es mußte den Truppen vor Allem Zeit gelassen werden, sich neu zu bilden, sich zu ergänzen: dabei rückte der Feind unaufhaltsam vor und man hatte allzeit einen neuen Kampf, neue Ueberfälle zu fürchten. Das Lager von Châlons, das auf einer weiten, offenen Ebene lag und ein vorzügliches Manövergelände war, konnte von ein paar preußischen Regimentern im Sturme genommen werden, wenn dieselben auf diese in Unordnung gerathenen Truppen stießen.

Der Kaiser sagte sich, daß es bei dem Zustand, in welchen uns die letzten Schlachten gebracht hatten, hauptsächlich darauf ankam, sich in keine neuen Kämpfe einzulassen, und wenn möglich Vortheil zu ziehen aus der Entfernung, die uns noch vom Feinde trennte. Er gedachte daher sich vor Allem Paris zu nähren, wo man unter dem Schutze der Forts den Feind in einer der Occupationsarmee gefährlichen Stellung erwarten und mit allen Chancen auf Erfolg eine entscheidende Schlacht liefern konnte, wenn man sich beeilte, zu handeln. Es schien dem Kaiser zweifellos zu sein, daß eine Behauptung des Lagers unter den Verhältnissen, in welchen uns die Niederlagen zurückgelassen hatte, nichts als eine heldenmüthige Thorheit war. Frankreich fortan einen unmöglichen Kampf zu ersparen schien das Einzige zu sein das ihm oblag, da wir nun doch schon so schwer getroffen waren.

Der Kaiser verhehlte sich nicht, daß er bei einer derartigen Handlungsweise auf eine Unterstützung der Nation nicht rechnen durfte. Seine Absicht war es, nach vorherigem Vergleich die Macht niederzulegen, und, wie man am Bord eines bedrohten Schiffes die Ladung in's Meer wirft, um

das Fahrzeug zu retten, sich selbst für das Vaterland zum Opfer zu bringen. Dieser Plan des Kaisers aber sollte nicht obsiegen, denn unglücklicher Weise entspann sich gleichzeitig eine Meinungsverschiedenheit zwischen der Regierung und den Befehlshabern der Armee.

Der neue Kriegminister Graf Palikao war davon benachrichtigt worden, daß der Marschall Mac Mahon Bazaine zu Hülfe kommen und diese beiden Marschälle ihre Kräfte vereinigen sollten um den Feind zurückzuhalten und ihn zum Rückzug zu zwingen.

Der Plan, die Armeen von Chalons vor Paris zu sammeln und den Marschall seiner eignen Hülfe zu überlassen, machte in Paris einen sehr übeln Eindruck. Wie konnte man daran denken, eine Armee von 200 000 Mann zurückzurufen, die man so gut dazu verwenden konnte, den Feind aufzuhalten? Und, alle politischen Bedenken bei Seite setzend, sagte man: „Das sind die Schergen, die man vor der Vertheidigung des Vaterlandes fahnenflüchtig werden und nur zurückkehren läßt, damit sie den Kaiser bewachen. Um jeden Preis muß unserm ruhmreichen Bazaine zu Hilfe geeilt werden.“

Im Zeugenverhör des 4. September kann man im Berichte des Herrn v. St. Marc v. Girardin, Seite 143 lesen, wie folgt:

„Im Gesetzgebenden Körper war man der Ueberzeugung, daß die Regierung der Regentin die Armee vor Paris sammeln wollte, um die Dynastie gegen die Revolution zu unterstützen.“

In dieser Weise beschuldigten die einen die Regierung, daß sie die Vertheidigungsinteressen hintenansetzte, um die Person des Kaisers gegen den Aufstand zu schützen, während

Andere die Kaiserin eines sträftichen Ehrgeizes anklagten, weil sie sich der Rückkehr des Kaisers nach Paris widersetzte. Auf welcher Seite war unter diesen entgegengesetzten Meinungen Rettung zu hoffen? Durch dieses Chaos von Hoffnungen Ungewißheit und Irrthümern fand man sich bald Angesichts der furchtbarsten Gegensätze, und unerhörte Katastrophen vollzogen sich im Zeitraum von wenigen Tagen.

Am Tage nach seiner Ankunft in Châlons, also am 17. August morgens versammelte der Kaiser alle Befehlshaber der Armee zu einem Kriegsrathe.

Es ist interessant, eine genaue Beschreibung dieser Berathung wiederzugeben, in der solch' ernste Angelegenheiten zur Sprache kamen. Der Marschall von Mac Mahon, Herzog von Magenta, drückte sich, als Zeuge in einem vom General Trochu gegen den Figaro angestrengten Prozeß aufgerufen, folgendermaßen darüber aus:

„Ich kam am 17. August ziemlich zeitig in Châlons an, denn der Kaiser hatte mich um 8 Uhr zu sich befohlen. Seine Majestät hatte vor seinem Hauptquartier Platz gegenommen, und unterhielt sich mit den an seiner Seite sitzenden Herren, nämlich dem Prinzen Napoleon und den Generälen Trochu und Schmitz, und zwar schon seit längerer Zeit. Als ich anlangte, setzte Prinz Napoleon dem Kaiser gerade auseinander, daß er in Paris eine Revolution oder doch eine sehr ausgeprägte Unruhe fürchte und fügte hinzu, daß General Trochu durch seine Antecedentien und durch sein ganzes Wesen der Einzige sei, der im Stande wäre, eine revolutionäre Bewegung zu hemmen.

Der Kaiser schien im ersten Augenblick betroffen von diesem Urtheil und über die Bemerkungen des Prinzen Napoleon zu sein und ich glaube mich zu entsinnen, daß

er nicht gleich darauf antwortete; aus irgend welchem Grunde machte er mir ein Zeichen, mich zu nähern, um mit ihm zu sprechen. Seine Majestät trat, glaube ich, darauf in den Pavillon ein und fragte mich dort, was ich von dem General Trochu halte, worauf ich erwiderte, daß ich den General schon seit langer Zeit als einen Mann von Herz und Ehre kannte und daß der Kaiser volles Vertrauen in ihn setzen dürfe. Ich fügte noch hinzu, daß dies meine innerste Ueberzeugung sei.

„General Trochu war dem Kaiser durch den Prinzen Napoleon zugeführt worden, der von der Lage der Armee ein ergreifendes Bild entwarf und dabei besonders die traurige Lage des Kaisers betonte, der, seitdem er das Obercommando an den Marschall Bazaine abgetreten, weder an den militärischen noch an den Staatsgeschäften mehr einen Antheil habe.

„General Schmitz, der Chef des Stabes und Freund des General Trochu unterstützte in Allem die Ausführungen des Prinzen. Er schilderte den schlechten Zustand der bei Châlons vereinigten Truppen und die Unwissenheit, in der man sich über das Schicksal der Armee von Metz befände. „Die Rettung ist meiner Meinung nach in Paris, wo ich demnächst durchreise," fügte er hinzu, „man behauptet dort, daß General Trochu nicht angestellt worden ist, weil man ihm oppositionelle Ideen zutraut. Nun wohl, Sire, kehren Sie nach Paris zurück, zu dessen Gouverneur General Trochu ernannt werden müßte. Die Lage aber, in welche Sie sich begeben wollen, kann nicht von Dauer sein.

„Ja" erwiderte der Kaiser, „ich sehe aus, als ob ich schon abgedankt hätte."

„Der Prinz Napoleon drang mit großer Energie in den Kaiser, das vorgeschlagene Auskunftsmittel zu bewilligen. „Wenn wir schon einmal fallen sollen, so lassen Sie uns wenigstens wie die Männer fallen," sagte er. „Hier haben Sie den General Trochu, dessen Ansichten über die Vereinigung und Wiederherstellung der militärischen Streitkräfte vor Paris Sie kennen, und der die neuen Operationen bis zum Aeußersten vertheidigen und ihnen zum Stützpunkt dienen wird. Er ist ein notorischer Gegner dieses Krieges und dessen Präcedentien gewesen, — das hat ihn compromittirt. Gegenwärtig aber ist er ein merkwürdig beliebter Mann und eine Autorität. Lassen Sie ihn Beides als ein braver Mann, der er ist, zu Ihrer Verfügung stellen, und möchten Sie ihn falsch beurtheilt haben. Ernennen Sie ihn zum Gouverneur von Paris und beauftragen Sie ihn mit der Vertheidigung der Hauptstadt; lassen Sie ihn in derselben einige Stunden früher eintreffen und Ihre Ankunft durch eine Proclamation vorbereiten, die er schon zu machen wissen wird und Sie sollen sehen, daß Alles noch gut werden wird. („Zur Steuer der Wahrheit und der Gerechtigkeit, von General Trochu, Seite 95 und 96.)

Der Kaiser hörte aufmerksam diesen Plan an, der schon vorbereitet war, ihm unterbreitet zu werden, und nachdem er ihn noch kurze Zeit mit den anwesenden Kriegsräthen besprochen, übergab er dem General Trochu das Decret, das ihm die Functionen des Gouverneurs von Paris übertrug. Dieses Decret mußte noch von dem Kriegsminister gegengezeichnet werden.

Man kam überein, daß General Trochu in der That dem Kaiser vorausreisen und dessen Rückkehr den Parisern

verkündigen sollte, jedoch bestand der Erstere auf die Zurückberufung der Mobilgarde der Seine die sich in Châlons befand. Nach einigem Zögern willigte der Kaiser in diese Maßnahme.

Am selben Tage noch verließ General Trochu Châlons mittelst Sonderzuges u. A. in Begleitung seines Generalstabschefs, des Generals Schmitz und des Generals Favé, Adjutanten der Kaisers vom Geniecorps, der die Belagerungsoperationen unterstützen sollte.

Während der Fahrt von Châlons nach Paris befanden sich, in demselben Coupé mit dem General Trochu, die Generäle Favé und Schmitz. Letzterer war ein ehemaliger Ordonnanzoffizier des Kaisers, der oft bei Hofe empfangen wurde und sich stets der besonderen Gnade des kaiserlichen Paares zu erfreuen hatte. Während der Expedition nach China schrieb er regelmäßige Berichte an die Kaiserin, welche durch ihn von den hauptsächlichen Vorfällen dieses Feldzuges unterrichtet wurde.

Die in dem Lande in Folge unserer Niederlagen herrschende Muthlosigkeit, sowie die Schnelligkeit der sich folgenden Mißgeschicke flößten den erfahrenen militärischen Befehlshabern die lebhaftesten Besorgnisse ein, nicht minder aber den Männern, welche den Wendungen der Politik aufmerksam folgten.

Während General Trochu auf den Knien seine berühmte Proclamation an die Pariser verfaßte, theilte General Schmitz dem General Favé seine Besorgnisse für die Zukunft mit und verhehlte ihm nicht, daß er den Kaiser von jetzt ab als verloren betrachte.

„Dort sitzt der Präsident der Republik," schloß er, auf den General Trochu deutend.

General Favé aber legte damals noch kein Gewicht

auf diese Meinung, er war es aber, der von dem General Trochu eine zum Mindesten sonderbare Antwort für einen Chef der Armee erhielt, dessen einziger Zweck es schließlich doch nicht war, Menschen schlachten zu lassen. Es war nämlich am Tage nach dem 4. September, als der berauschende Traum von unbeschränkter Macht sich für den General Trochu in einer ganz unvorhergesehenen Weise erfüllen sollte.

General Favé, der auf das Innigste an der kaiserlichen Familie hing, vor Allem aber Patriot und darum auf seinem Posten verblieben war, besuchte an jenem Morgen mit dem Gouverneur von Paris die Befestigungswerke und konnte nicht umhin, in Anbetracht der Ungewißheit des Erfolges, seinen Befürchtungen für die Zukunft Worte zu geben.

„Bedenken Sie, mein General,“ sagte er, „wie viele Menschenleben in einer Stadt wie Paris aufgeopfert werden müssen, wenn dieselbe vielleicht von den überlegenen Zerstörungsmitteln des Feindes vernichtet wird!“ —

General Trochu, der, nebenbei bemerkt, Conseil-Général des Departements von Morbihan war, besaß eine Vorliebe für Landwirthschaft, mit der er sich in seinen Mußestunden zu beschäftigen pflegte. —

„Nun, das giebt Dünger für künftige Geschlechter,“ antwortete er kaltblütig und man beeilte die Befestigung.

Die politische Seite der Rolle, welche General Trochu berufen war zu spielen, schien vom Beginn seiner Thätigkeit an, seinen Geist ganz besonders zu beschäftigen. Stand er doch an der Spitze jener nervösen, beweglichen, von unerhörten Niederlagen erregten Pariser Bevölkerung, in welcher der seit achtzehn Jahren eingeschlafene Geist der Revolution wieder zu erwachen begann.

Die Pariser im Zaune zu halten, schien ihm jedenfalls ein weit zweifelhafteres Beginnen, als Paris zu vertheidigen. Die Spur dieses Zweifels findet sich in all' seinen Proclamationen, die sich so ungeheuer vermehrten und so weitschweifig wurden, daß sie während der Belagerung die Mauern von Paris schließlich fast ganz bedeckten. Da waren Aufrufe zu den Waffen, Aufrufe zur Verbrüderung, Appelle an alle guten Eigenschaften, Appelle an den Muth —; vielleicht würde General Trochu noch glücklichere Eingebungen gehabt haben, wenn er nur an sich selbst appellirt und der Vertheidigung all' seine Fähigkeiten und all' die ihm bleibenden Hilfsquellen zugewendet hätte, besonders aber den Beistand, den ihm der Muth und die Selbstverleugnung der größeren Hälfte der Pariser Bevölkerung entgegengebracht hat.

Angesichts der Empörung und Angesichts des Feindes hätte er, nur eingedenk seiner Soldatenpflichten, vielleicht das Glück gehabt und den Ruhm ernten können, von seinem Vaterlande unberechenbare Uebel abgewendet zu haben.

Als General Trochu in Paris anlangte, begab er sich sogleich zu dem Minister des Innern, dem er die ihm vom Kaiser ausgestellten Vollmachten vorwies und trotz der vorgerückten Stunde — es war 1½ Uhr Nachts — von Herrn Henri Chevreau verlangte, unverzüglich zur Kaiserin geführt zu werden. Die Herren begaben sich zusammen nach den Tuilerien, wo Ihre Majestät sie alsbald empfing.

General Trochu setzte ihr die nach seinem Ermessen sehr kritische militairische Lage auseinander und fügte hinzu, daß die Anwesenheit des Kaisers bei der Armee Jedermann in eine schwierige Lage versetze. Denn obgleich der Kaiser

nach der Abgabe des Oberbefehls erklärt hatte, daß er als Soldat das Schicksal seiner Truppen theilen wolle, so mußte doch die schlichte Thatsache seiner Gegenwart die Entschlüsse des Oberbefehlshabers hemmen.

Die Kaiserin erklärte nun dem General Trochu die Gründe, welche sich der Rückkehr des Kaisers entgegenstellten und daß vor wenig Tagen erst derselbe Vorschlag eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihr und Herrn Emile Ollivier hervorgerufen habe.

Während dieser fast bis zum Morgen währenden Unterredung führte die Kaiserin besonders die politische Seite der Frage aus, welcher der General fremd gegenüberstand, und unter diesem neuen Gesichtspunkt schrumpften die Bedingungen, unter denen er sein Commando angenommen hatte, bedeutend zusammen. Indem er sich den Gründen, welche die Kaiserin leiteten, unterwarf, gab auch er seine Meinung dahin ab, daß man die Rückkehr des Kaisers verschieben mußte.

Später hat der General sich auf diese Veränderung seiner Ansichten berufen, um seinen Abfall zu erklären. Die Bedingungen zur Mitwirkung, die er dem Kaiser im Lager von Châlons versprochen, wären nicht ausführbar gewesen, sagte er. Im Uebrigen hätte er den Posten eines Gouverneurs von Paris in dem Glauben angenommen, daß der Kaiser mit der Armee des Marschalls Mac Mahon zu ihm stoßen würde.

Wenn also eine der seinen verschiedene Auffassung ihm gefährlich schien für den Erfolg der Vertheidigung, warum hat er dann darein gewilligt, diese zu leiten? Die Kaiserin hatte ihm sehr deutlich erklärt, daß sie sich der Rückkehr des Kaisers mit Entschiedenheit entgegenstelle und in diesem Punkte

mit dem Ministerconseil und dem ganzen Regentschaftsrath völlig übereinstimme. Warum hat General Trochu damals nicht erklärt, daß er unter diesen neuen Bedingungen die Verantwortlichkeit des Gouvernements von Paris nicht auf sich nehmen könne?

Seine Ernennung war ja noch nicht bekannt, da er bei Nacht in Paris ankam, und mit Ausnahme einiger Mitglieder der Regierung ahnte Niemand seine Rückkehr. Eine Ablehnung hätte also kein Aufsehen erregt und der General hätte nach Châlons zurückreisen und dem Kaiser Bericht erstatten können von der Verschiedenheit der Ansichten zwischen ihm und der Regierung. Und indem er das Commando des 12. Corps wieder übernahm, hätte er es nur auf wenige Stunden niedergelegt gehabt.

Weit entfernt davon, zurückzutreten, drang General Trochu im Gegentheil darauf, das Decret, das ihn zum Gouverneur von Paris ernannte, von dem Kriegsminister gegenzeichnen zu lassen, um ihm die nöthige Gesetzlichkeit zu verleihen. Der Ministerconseil sollte am Morgen zusammentreten, deshalb schlug man dem General vor, bis dahin zu warten, doch erwiderte er darauf, daß er auf keine Verzögerung eingehen könnte. Die Kaiserin bat also Herrn Henry Chevreau selbst, auf der Stelle zur Nachtzeit den Brief des Kaisers dem Grafen Palikao zur Unterschrift zu überbringen.

General Trochu wartete indeß, indem er die Unterredung mit der doch auch recht ermüdeten Kaiserin fortsetzte, in den Tuilerien auf die Rückkehr des Ministers des Innern, der das Decret schließlich gegengezeichnet zurückbrachte.

Sämmtliche Incidentien dieser Unterredung sind lang

und breit in dem Prozeß berichtet worden, den General Trochu gegen Herrn von Villemessant in Folge eines im „Figaro" erschienenen Artikels anstrengte, der dem General beleidigend dünkte. Im Nachstehenden folgt der Schluß dieses Artikels, der das Benehmen des Generals während seiner Thätigkeit als Gouverneur von Paris beleuchtet:

„(Figaro" vom 27. Januar 1872:) „Ich werde das Urtheil nicht selbst fällen, denn ist schon in zwei beißenden Sätzen gefällt worden, die ich mich einfach wiederzugeben begnüge. Die erste dieser Redensarten stammt vom General Changarnier und lautete: „Das ist Tartüff in der Mütze des (Charlatan) Mangin." Die zweite, minder pittoreske ist nicht weniger bitter und stammt von dem Marschall von Mac Mahon der vor der Zeugencommisson das Wort aussprach: ‚Ich glaubte er sei ein redlicher Mann.' —

Minos."

Die Aussage des Generals Changarnier, der im Laufe des Prozesses über die von ihm ausgesprochenen Redensart befragt wurde, ist ein Meisterstück von Klugheit, Vorsicht und militairischer Offenheit.

Admiral Jurien de la Gravière wurde seinerseits durch den Vertheidiger des Generals, Herrn Allou, über den Gegenstand und die Umstände der Unterredung vernommen, welche in der Nacht vom 17. zum 18. August zwischen der Kaiserin und dem General stattgefunden hatte, und deponirte folgendes:

„In dieser Beziehung sind meine Erinnerungen sehr deutlich. Ich hatte bis gegen drei Uhr Morgens geschlafen, als der Marinelieutenant Conneau, Ordonanzoffizier S. M. des Kaisers mich weckte. Er war sehr erregt und erzählte mir, daß General Trochu den Kaiser nach Paris bringen

werde. Diese Nachricht verursachte auch mir eine große Erregung, denn wir waren nicht der Meinung, daß der Kaiser die Armee verlassen durfte und glaubten auch, daß seine Rückkehr nach Paris gefahrvoll sei, nicht allein für sein Leben, sondern auch für seine Ehre.

„Die Kaiserin ließ mich alsbald rufen.

„Die nun folgende Scene war reich an Aufregung. General Trochu, der, wie ich bekennen muß, mit vieler Würde auftrat, vertheidigte das Recht des Kaisers, nach Paris zurückzukehren, da seiner Ansicht nach das Lager von Châlons nichts sei als ein Spottlager, wo der Kaiser durch eine Division preußischer Cavallerie gefangen genommen werden könnte.

„Darauf erwiderte die Kaiserin dem General Trochu:

„‚Es ist ein Telegramm gekommen, das Sie noch nicht kennen. Wir erhielten es eben vom Marschall Bazaine, der bei Rezonville gesiegt hat. Wir haben Nachricht von einer großen Schlacht am 16. August.‘ —

„Vor diesem Einwande sagte sich General Trochu selbst, daß der Kaiser nunmehr nicht mehr nöthig habe nach Paris zurückzukehren, worauf er nachgab und vor Freude außer sich war.“ —

Vom Beginn des Amtsantrittes des Gouverneurs von Paris hatten sich zwischen diesem und dem Kriegsminister kleine Mißhelligkeiten erhoben. Vor Allem wurde der sehr energisch handelnde und rasch entschlossene General Palikao zur höchsten Ungeduld gereizt durch den Wortreichtum des empfindlichen und reizbaren General Trochu, der zu jedem Conseil hinzugezogen wurde, in welchem militairische Fragen zur Vorlage kamen oder andere in sein Fach schlagende Ge=

schäfte, was fast täglich in einer Stadt zu geschehen pflegt, die sich im Belagerungszustande befindet.

Wenn man bei diesen Gelegenheiten aber seine Gegenwart fürchtete, so geschah dies durch den Zeitverlust, den seine langen Reden in einer Zeit herbeiführten, wo Alles Schnelligkeit und Handeln erforderte. Wenn General Trochu das Wort in selbst ganz unwichtigen Dingen nahm, dann erging er sich in Erörterungen ohne Ende und in Abschweifungen, die ihn von dem Gegenstand völlig entfernten, — das war für Alle eine harte Geduldsprobe. Die Kaiserin, die ihn zu schonen wünschte, hörte mit der größten Geduld zu, aber sie konnte trotz aller Mühe dieselbe Selbstverleugnung nicht von den Anderen erlangen, insbesondere aber nicht von dem Kriegsminister.

General Trochu fühlte niemals, daß er seine Zuhörer ermüdete, denn seine Beredtsamkeit war ein natürlich aber ungedämmt dahinfließender Strom, der nicht aufzuhalten war. Er schrieb daher einzig und allein dem Uebelwollen die Reizbarkeit zu, die sich bei einigen der Herren bemerkbar machte. Manchmal hielt die Kaiserin ihn noch bei sich zurück und sprach ihm von ihren Befürchtungen, indem sie durch ihre Güte den unangenehmen Eindruck zu verwischen suchte, den er oft mit den exaltirtesten Betheuerungen seiner Ergebenheit verrieth.

In einer dieser Unterredungen sagte General Trochu denn auch in gereiztem Tone zu der Regentin:

„Madame, wenn Ihre Polizei gut ist, so wird man Ihnen sagen müssen, daß der Gouverneur von Paris conspirirt.“ Dann erklärte er der Kaiserin, daß er es als politisch klug erachtet habe, sich mit den Gegnern der Regierung in Verbindung zu setzen, um eine Aussöhnung

und einen Vergleich herbeizuführen. Dies Alles habe sich in den letzten Tagen zugetragen.

Die Kaiserin erwiderte, daß sie das Wort eines Soldaten nicht bezweifle, denn indem er das Amt übernommen habe, das ihm von dem Kaiser übertragen worden sei, habe er sich dazu verpflichtet, die Regierung zu unterstützen und sie zähle darin auf ihn. Nun beugte der General sein Knie und sprach die berühmten Worte:

„Madame, ich bin Bretagner, Katholik und Soldat, und werde Ihnen bis zum Tode treu dienen!"

Die Kaiserin, die solche theatralische Ergüsse nicht leiden konnte, bat ihn, sich zu erheben, worauf der General die Hand Ihrer Majestät ergriff, sie tief erregt küßte und sich dann entfernte. Die Kaiserin verließ hierauf ihr Arbeitszimmer und kam zu uns mit jenem Ausdruck entsetzlicher Müdigkeit, die sich ihrer stets bemächtigte, wenn sie sich einen Moment der Ruhe inmitten ihrer Arbeitslast gönnte. Sie setzte sich und sagte uns, daß der Conseil beendet und Trochu weitschweifiger denn je gewesen sei, worauf sie uns die oben erwähnte Scene erzählte.

„Ein redlicher Mann hat nicht nöthig, solche Phrasen zu machen, um zu sagen, daß er bereit ist, seine Pflicht zu thun," schloß Ihre Majestät, indem sie ihre Hand mit einer Art von Widerwillen rieb, als wolle sie davon die Spur jenes Judaskusses verwischen. Denn schon schwebte der Verrath um sie.

## Neuntes Capitel.

Während man die Vorbereitungen zu der Belagerung förderte und die Festungswerke schuf, fuhr der Gesetzgebende Körper fort, die von der Regierung getroffenen Maßregeln und die Bewegungen der Armee zu besprechen.

Der sehr thätige und sehr rührige Herr Thiers wurde als Mitglied in das Vertheidigungscomité gewählt. Man riß die Häuser in der militärischen Zone ein und leitete Wasser in die Wallgraben, — kurz, überall pulsirte das patriotische Fieber, überall klirrte es von Waffen. Soldaten kamen und gingen, Verwundete wurden gebracht, die Rüstung wurde immer gewaltiger — das war das Paris jener Tage.

Auf die dringenden Anträge der Linken hin, beeilte man die Bildung der Nationalgarde, die unter das Commando des General Mellinet gestellt wurde und in den Departements rief man alle gesunden Männer mit den ihnen zur Verfügung stehenden Waffen auf, um sie in das active Heer einzustellen. Der gegen Ende August aus Algier angelangte General von Wimpffen erließ an die Einwohner des Aisne-Departements, seiner Heimat, eine Proclamation, um sie zum Widerstande zu ermahnen.

„Ein jedes Haus, eine jede Hecke und jeder Graben diene Euch zum Hinterhalt", hieß es darin.

Ein schwaches Hülfsmittel war das freilich gegen eine feindliche Armee, die sich über die Gelände ausbreitete und ihre gewaltigen Zerstörungsmittel methodisch anwendete!

In Betreff der Nachrichten über die Armee herrschte eine große Ungewißheit.

Die einzige Beschäftigung der improvisirten Strategen und das einzige Thema, von dem alle Welt sprach, war die Vereinigung Mac Mahons mit „unserm ruhmreichen Bazaine", denn bis zum Falle von Metz verfehlte man nie, dem Namen des Marschalls dieses Prädicat zu geben.

Man wußte, daß die Grenze im Feuer stand, man hatte auch gehört, daß Straßburg zerstört wurde, — Straßburg, die Heimat Kleber's. Die Bibliothek war verloren, eine Kirche war niedergerissen und der Münster, dieses Weltwunder, war schon beschädigt. Ein Schmerzensschrei erscholl darob und Aller Herzen bluteten bei dem Gedanken an die Leiden der großen französischen Avantgarde.

Währenddem wurde die von den Kammern bewilligte Kriegsanleihe mehrfach gedeckt. Am 23. August wurden die seit dem vorhergehenden Tage von der Menge belagerten Pforten des Finanzministeriums um 9 Uhr Morgens geöffnet und um 5 Uhr Nachmittags geschlossen, in welcher Zeit 170 Millionen gezeichnet worden waren!

Die Rolle des Marschalls Mac Mahon ist in allen militairischen Werken genau erläutert werden. Man weiß, daß nachdem er Châlons verlassen um seine Armee bei Rheims zu sammeln, er beabsichtigte, sich westlich zu bewegen, um zu der Armee von Metz zu stoßen, indem er seine Truppen

durch die Defilés von Argonne führte, entgegen dem Rath des Kaisers, der nach der eignen Aussage des Marschalls nicht aufhörte, auf den Rückzug gegen Paris zu dringen. Von Marsch zu Gegenmarsch, von Kampf zu Kampf, von Niederlage zu Niederlage ging's, bis die Armee Mac Mahons sich in wilder Auflösung befand. Am 30. August hatten wir vor uns nichts mehr als einen schmalen, aller Vertheidigung beraubten Streifen Landes, auf welchem wir zermalmt werden sollten.

Am 31. August um 11 Uhr Abends traf der Kaiser, gefolgt von seinem Generalstabe, inmitten der heillosen Verwirrung die unseren Truppen voraneilte, in Sedan ein, jenem kleinen Städtchen dicht an der belgischen Grenze welche in dieser Unglücksnacht von tausenden von Soldaten überschritten wurde. Diese veraltete Festung Sedan, die aller Vertheidigungsmittel bar und von allen Seiten dem Anprall des Feindes ausgesetzt war, konnte nichts sein als eine spottschlechte Herberge für soviel Leute, die von den Kämpfen der vorhergehenden Tage total erschöpft waren.

Der Kaiser, den die grausamsten Schmerzen quälten und der von Leiden und Ermüdungen ganz gebrochen war, mußte umgeben von seinen Offizieren vom Pferde steigen, um sich durch die von Truppen, Geschützen und Fahrzeugen aller Art angefüllten engen Gassen einen Weg zu suchen, da es unmöglich war, Pferde durch die Verwirrung hindurchzuführen.

Der Kaiserliche Prinz war von dem Fürsten von Chimay nach Belgien gebracht worden, wo er von aller Sorgfalt umgeben, etwas ruhiger geworden war und die ihm so nothwendige geistige Erholung nach all' den seelischen Erschütterungen

der letzten Tage fand. In der Nacht, die dem letzten blutigen und verzweifelten, mit Heldenmuth geführten Kampf voranging, suchte der Kaiser keine Ruhe mehr, denn er konnte ja schon die Tragweite des kommenden Unheils ermessen. Wie eine überirdische Hoffnung lächelte ihn der Tod auf dem Schlachtfelde inmitten seiner Truppen an, und die trostreiche Vision dieser furchtbaren Nachtwache war sein Soldatenbegräbniß mit seiner Fahne als Leichentuch.

In den ersten Morgenstunden traf der Kaiser auf dem Schlachtfelde von Bazeilles ein, wo ein verzweifeltes Gefecht zwischen einen bayrischen Corps und Marine-Infanterietruppen stattfand, an deren Spitze General von Vassoigne sich so tapfer vertheidigte. Unterwegs begegnete der Kaiser dem schwerverwundeten Mac Mahon, mit welchem er einige Worte wechselte. Der Marschall hatte sich mit heldenmüthiger Todesverachtung der Gefahr ausgesetzt und auf die Bemerkung einer seiner Adjutanten, daß er sich den feindlichen Linien mit Hintenansetzung jeder Vorsicht nähre, ruhig erwidert: „Es ist in der Schlacht einmal nicht anders,“ worauf er sein Pferd in kurzem Galopp mitten in's Feuer lenkte, bis ihn ein Granatsplitter herabwarf.

Der Kaiser hörte von dem Marschall, daß dem General Ducrot das Commando übertragen worden war. Dies geschah gegen 7 Uhr Morgens. Seine Majestät setzte nun seinen Weg fort, um dem Kampfe näher sein zu können und erreichte bald mit seiner Suite den Zielpunkt der preußischen Artillerie. Um seine Eskorte nicht unnöthiger Weise auszusetzen gab der Kaiser seinen Offizieren den Befehl sich zu entfernen, und mit Ausnahme des General Pajol, des Grafen Davilliers und des Capitains von Hendecourt, der an seiner Seite getödtet wurde, blieb Niemand bei ihm zurück.

Als General Ducrot das Commando erhielt, ließ er unverzüglich zum Rückzug auf Mézières blasen. Die Bewegungen des Rückzuges begannen sich schon zu zeigen, alle Befehle waren schon gegeben, als der vor zwei Tagen aus Algier eben erst angelangte General von Wimpffen, der weder von dem Zustand der Armee noch überhaupt von Nichts eine Ahnung hatte, von dem General Ducrot die Uebernahme des Commandos forderte, weil der der Aeltere sei! Als er durch Paris kam, hatte er Sorge getragen, sich dieser Qualität durch den Kriegsminister zu versichern, der ihm einen Befehl mitgab, nach welchem er den Marschall Mac Mahon für den Fall, daß derselbe verhindert wäre die Operationen fortzusetzen, was auch nach dessen Verwundung der Fall war, zu vertreten hatte.

Als General von Wimpffen früh um 8½ Uhr das Commando übernahm, erklärte er, daß er beabsichtige, die Offensive wieder aufzunehmen. Dies geschah indem er den schon begonnenen Rückzug aufhielt, trotzdem General Ducrot ihn beschwor, ein derartiges Unternehmen nicht zu versuchen, und trotzdem der Kaiser, der die Ansicht des General Ducrot theilte, sich bemühte, ihn dazu zu bekehren, — vergebens. „Eure Majestät braucht nichts zu fürchten," erwiderte General von Wimpffen, „denn bis 2 Uhr werde ich den Feind über die Meuse zurückgeworfen haben." (Sedan, vom General Ducrot, Seite 32.)

Aber trotz aller heldenmüthigen Anstrengungen, umringten uns die deutschen Truppen von allen Seiten und pflanzten auf die Höhen eine undurchdringliche Mauer von Geschützen.

Gegen zehn Uhr stieg der Kaiser vom Pferde und schritt mitten im Kugelregen langsam vor. Zwei Offiziere

seiner militairischen Umgebung, nämlich General von Courson und Capitain von Trécesson fielen an seiner Seite, — Granaten crepirten zu seinen Füßen, und hüllten ihn in Erde und Rauch, aber der Tod, den er erwartete, kam nicht, ihn zu erlösen.

Gegen 11 Uhr morgens begann die Flucht, denn seit die Schlacht für verloren galt, liefen mehr als dreißigtausend Mann davon und pferchten sich in den Straßen von Sedan zusammen.

Ein im Moniteur vom 22. Juli 1871 abgedruckter Brief des General Pajol giebt das klarste Bild dieses Tages, da der Schreiber dieses werthvollen Documentes am 2. September beständig an der Seite des Kaisers gewesen ist.

„Seit 11 Uhr morgens," schreibt General Pajol, „war der Kaiser sich der Situation klar; er hatte fünf Stunden lang mitten im heftigsten Kampf unter dem Kreuzfeuer der Geschütze gestanden, während die Projectile um seine Person und seinen Generalstab explodirten. General von Courson und Capitain von Trécesson waren schwer neben ihm verwundet worden, die Infanterie nöthigte ihn, sich zurückzuziehen, und indem er es that fand er sich sozusagen an den Mauern der Stadt in den Winkel getrieben. Als er Sedan um 11½ Uhr betrat, waren schon über 30,000 Mann durcheinander und ohne Ordnung in die Straßen eingepfercht. Mitten unter sie fielen Granaten wie auf dem Schlachtfelde und verursachten dieselbe Verheerung. Auf der Brücke crepirte zwei Schritt vor dem Kaiser eine Granate und tödtete neben ihm zwei Pferde. Es ist wunderbar, daß er nicht dabei den Tod fand.

„Der Kaiser begab sich zunächst zu dem Marschall

und wollte dann zu Pferde steigen, aber das Gedränge war derartig, daß er seinen Plan aufgeben und in der Unterpräfectur das Ende des sich entwickelnden Dramas abwarten mußte.

„Bald trafen die Befehlshaber des Corps ein und meldeten, daß die Truppen in Unordnung nach den Straßen der Stadt zurückgeworfen und jeder Widerstand unmöglich geworden wäre. Man kam dahin überein, ein weiteres Blutvergießen zu vermeiden und die Flagge der Parlamentäre aufzuhissen. General Pellé, der am folgenden Tage gegen die Capitulation stimmte, kam gleichfalls herbei und richtete an den Kaiser folgende Worte, die ich nie vergessen werde: ‚Sire, ich bin nur ein Soldat und würde Majestät so gern retten, aber Sie können augenblicklich die Mauern der Festung nicht verlassen, jeder Versuch dazu wäre überflüssig.‘ — Der Kaiser erwiderte, daß er, um seine Person zu retten, das Leben keines Soldaten opfern würde, und daß er entschlossen sei, das Schicksal der Armee zu theilen.

„Nachdem Seine Majestät die Generäle auf das Gewissenhafteste über den Stand der Dinge befragt hatte, gab er dem General Lebrun den Auftrag, den General von Wimpffen aufzusuchen um ihm den Rath zu geben, die Erlangung eines Waffenstillstandes zu fördern, da ein fernerer Kampf überflüssig geworden sei.“ —

In diesem Moment geschah es, nachdem jede Hoffnung auf eine Fortsetzung des Kampfes aufgegeben war, daß General von Wimpffen dem ihn suchenden General Lebrun begegnete, ihm vorschlug, die feindlichen Reihen zu durchbrechen und sich durch die deutschen Massen durchzuhauen. Darauf hin nahmen die beiden Generäle den Degen in die

Faust, sammelten um sich die Ueberreste der Truppen, etwa 2000 Mann, die von der Hitze des Kampfes glühten, und bewegten sich mit diesen resolut der einen Seite des Schlachtfeldes zu. Nachdem sie eine Zeitlang marschirt waren, wendete der commandirende General sich um und sah, daß ihm Niemand mehr folgte. Nun mußten die beiden Generäle sich entschließen, umzukehren, und General Lebrun, dessen Armeecorps die Arbeit des heißen Tages heldenmüthig getheilt hatte, suchte in den Rückzug etwas Ordnung zu bringen und kam als Letzter nach Sedan zurück, nachdem er dreizehn Stunden lang auf dem Schlachtfelde gewesen.

„Nach einer Stunde," fährt General Pajol in seinem Briefe fort, „nach einer bangen Stunde, während der die Zahl der Opfer zu einer erschreckenden Höhe heranwuchs und die französische Artillerie auf das vermehrte Feuer des Feindes nicht mehr antwortete, — da nahm es der Kaiser auf sich, die weiße Fahne auf der Höhe der Citadelle aufhissen zu lassen. Bald darauf sandte der König von Preußen einen seiner Adjutanten, der die Uebergabe des Platzes forderte; aber der Kaiser, der davon überzeugt war, daß er durch die Uebergabe seiner eigenen Person für Frankreich und die Armee bessere Bedingungen erlangen konnte, sandte nun seinerseits einen Adjutanten an den König Wilhelm mit der Botschaft, daß er seinen Degen in die Hände des Königs lege.

„Am folgenden Morgen fand unter dem Vorsitz des Generals von Wimpffen ein aus 30 Generälen zusammengesetzter Kriegsrath statt, der die Capitulation als unvermeidlich anerkannte. Nur zwei Generäle stimmten dagegen, — es ist nicht an mir zu ergründen, welche Beweggründe sie für ihren Widerspruch hatten.

„Was ich indeß der Wahrheit gemäß feststellen muß, ist, daß der Kaiser den strategischen Dispositionen, welche die Armee von Châlons nach Mouzon und von Mouzon nach Sedan führten, völlig fremd gegenübergestnden hat. Napoleon III. militairisch für die Capitulation von Sedan verantwortlich zu machen, ist eine grenzenlose Ungerechtigkeit, da der Marschall in seinen Bewegungen völlig frei war. Man hat die Person des Kaisers mit dem Schiffbruch unserer Armee in eine fatale Verbindung gebracht, er aber konnte nichts thun, als das Fahrzeug retten, dessen Befehlshaber er nicht mehr war. Deshalb gab er um 3 Uhr Nachm. den Befehl, die weiße Fahne aufzuhissen. Man hätte sie eine halbe Stunde später auf den Befehl irgend eines Generals doch aufgehißt, aber tausenden von Soldaten mehr hätte diese Verzögerung das Leben gekostet.

„Die Politik, und das liegt in der Logik der Ereignisse, hat die Verantwortung für Sedan auf den Kaiser laden wollen, dem sie sicher auch das Verdienst eines Sieges abgestritten hätte, — aber Marschall Mac-Mahon, dessen vornehme Einfachheit und loyalen Charakter Alle kennen, hat im vergangenen October an den Kaiser von Pourru-aux-Bois aus einen Brief geschrieben, in welchem er u. A. sagte:

„‚Eure Majestät mögen davon überzeugt sein, daß es mir niemals einfallen wird, meiner eigenen Vertheidigung wegen die Genauigkeit der Ereignisse zu entstellen, deren Zeuge ich im letzten Feldzuge war.‘ —

„Diese Worte ehren den Herzog von Magenta und machen einen Jeden für seine eigenen Thaten verantwortlich.

„Dies ist die genaue Beschreibung dieses so traurigen Tages. Ich habe vermieden, von Kleinigkeiten zu sprechen,

da ich nur die Wahrheit sagen wollte und nur berichtete, was ich selbst gesehen habe. Sie kennen mich genug um zu wissen, daß ich mit der Ehre nicht unterhandle, und daß ich das auch unterschreiben kann, was ich hier aufgezeichnet habe.

Ihr Freund,

16. Juli 1871. General V. Pajol."

Es war der Oberst Bronsart (von Schellendorff) der als Parlamentair in Sedan erschien, um die Citadelle zur Uebergabe aufzufordern. Man führte ihn auf die Unterpräfectur, wo der Kaiser ihm sagte, er habe sich an den commandirenden General der Uebergabe wegen zu wenden, und hinzufügte, daß er an den König von Preußen schreiben werde, um sich ihm als Gefangener zu übergeben.

Nachdem Oberst von Bronsart sich seines Auftrages an den General von Wimpffen erledigt hatte, geleitete er den Abgesandten des Kaisers, General Reille bis zu der Stelle, wo der König von Preußen sich aufhielt, der von der Anwesenheit des Kaisers in Sedan nichts wußte.

Der König erwiderte sichtlich sehr bewegt, daß er den Degen Napoleons annehme und beauftragte den Marschall von Moltke mit den Capitulationsverhandlungen.

General von Wimpffen begab sich darauf mit den anderen Bevollmächtigten nach Donchery, um dort die Capitulationsbedingungen zu verhandeln.

Bei seiner Rückkehr Nachts gegen zwei Uhr, hatte General von Wimpffen eine Unterredung mit dem Kaiser, der gebeten hatte, daß die Armee nicht als gefangen fortgeführt, sondern nach Belgien entlassen werden sollte; doch war diese Klausel entschieden abgelehnt worden.

Der Kaiser entschloß sich darauf hin, selbst mit dem Könige von Preußen zu unterhandeln in der Hoffnung, daß er direct mildere Bedingungen erlangen könnte.

Seine Majestät verließ Sedan um 6 Uhr morgens und begab sich nach Donchery, wo er den König zu treffen hoffte, da dessen Hauptquartier am Abend zuvor, wenige Kilometer von Donchery entfernt, nach Vendresse verlegt worden war.

Herr von Bismarck war in Donchery selbst verblieben und da General Reille ihn von der Ankunft des Kaisers unterrichtet hatte, so ritt er demselben entgegen. Auf der Hälfte des Weges, traf er den Wagen des Kaisers, in welchem derselbe mit dreien seiner Offiziere saß, während die Generäle Castelnau und von der Moskawa neben den Schlägen herritten.

Herr von Bismarck stieg vom Pferde und der Kaiser fragte ihn, wo er den König Wilhelm treffen könnte, da er mit diesem die Angelegenheiten der Armee zu besprechen wünschte. Herr von Bismarck erwiderte, er kenne die Absichten des Königs in Betreff dieser Unterredung nicht und bat den Kaiser, das Haus zu betreten, in welchem er selbst übernachtet hatte. Es war dies die Hütte eines Webers und ärmlich genug mit einem Tisch und zwei Stühlen ausgestattet.

Nachdem der Kaiser dem Kanzler mitgetheilt, daß es sein Wunsch sei, von dem Könige ehrenvolle Bedingungen für seine Armee zu erlangen, erwog Herr von Bismarck, auf welchen Grundlagen man den Frieden schließen könnte; aber Se. Majestät erklärte, daß er Kriegsgefangener sei und daß der Regierung der Regentin die Erörterung dieser Frage zustehe.

Der jedenfalls von der Ankunft des Kaisers in Donchery

unterrichtete Marschall von Moltke langte während dieser Unterredung an und der Kaiser setzte auch ihm auseinander, wie er es zu erreichen hoffe, daß die Armee ihre Waffen in Belgien niederlegen dürfe.

Der Marschall wies aber alle darauf bezüglichen Vorschläge mit Entschiedenheit zurück und entfernte sich, um den König von dem Besuche des Kaisers zu unterrichten, der das Häuschen darauf verließ, sich auf eine Bank vor demselben setzte und fortfuhr, sich mit Herrn von Bismarck zu unterreden.

Bald darauf wurde dem Kaiser gemeldet, daß der König ihn im Schlosse Bellevue empfangen würde. Er stieg wieder in seinen Wagen und als er am Park des Schlosses anlangte, sah er, daß der König ihm in Begleitung des Kronprinzen und einiger anderen deutschen Prinzen, die einst des Kaisers Gäste in den Tuilerien gewesen, entgegenkam. Er stieg aus und begrüßte den König, worauf die beiden Herrscher in das Schloß gingen und dort allein ohne Zeugen mit einander sprachen.

„Ich kann Dir den Eindruck nicht beschreiben, den es auf mich machte, als ich dem Kaiser gegenübertrat, den ich vor drei Jahren erst noch auf dem Gipfel der Macht gesehen," schrieb der König von Preußen nach dieser Begegnung an die Königin Augusta.

Nach einer Viertelstunde zog Napoleon III. sich zurück, aber er ging nicht mehr nach Sedan. Der König von Preußen hatte ihm Schloß Wilhelmshöhe bei Cassel als Residenz angeboten, was der Kaiser annahm, um sogleich über Belgien in dies Exil abzureisen, welches er in diesem Leben nur noch mit einem andern vertauschen sollte.

Bevor der Kaiser Sedan verließ, hatte er seinen Schatzmeister Herrn Thélin angewiesen, den Soldaten, die nach

Deutschland abgeführt wurden, Geld auszutheilen, um dadurch ihr Elend ein wenig zu mildern. Es fand sich in der Kaiserlichen Chatulle noch eine Million vor, die ganz an die Truppen vertheilt wurde. Doch da Seine Majestät für sich nichts zurückbehalten wollte und durch diese Spende völlig von Geld entblößt war, so ging Herr Thélin nach Paris, um dort eine Summe zu erheben. So kam es, daß er sich am 4. September in Paris befand.

Als der Kaiser die Grenze überschritt, hatte er den Schmerz, dem ersten Gefangenentransport zu begegnen, der seinen Gefängnissen entgegeneilte, und zum letzten Male grüßten diese armen Leute ihren Herrscher durch laute Zurufe.

Diese ganze Reise und die Ankunft in Deutschland waren die denkbar grausamste Prüfung für den Kaiser; denjenigen, die ihn begleiteten, ist die herzzerreißende Todesqual dieser Stunden unvergeßlich geblieben.

Auf Wilhelmshöhe angelangt sollte Napoleon III. auch einige vage Erinnerungen an seine Kindheit wiederfinden, denn sein Gefängniß hatte dem König Jerôme dereinst zum Lustschloß gedient, und er hatte es mit seiner Mutter, der Königin Hortense als ganz kleines Kind zum Besuche seines Onkels und seiner Tante, der Königin Katharina, geb. Prinzeß von Württemberg zum ersten Male betreten.

Dieses kleine (?) Schloß aus der großen Epoche von Versailles, gleicht der Mehrzahl der überrheinischen Schlösser, welche die deutschen Fürsten in Nachahmung des Geschmackes des großen Königs für sich erbauten. Wilhelmshöhe war ehedem die Besitzung des Großherzogs (Kurfürsten!) von Hessen und man hatte seit langer Zeit keine Veränderungen mehr darin vorgenommen.

Diejenigen, die in unermüdlicher Fürsorge über dem Kaiser wachten, hörten ihn in der Nacht nach seiner Ankunft noch lange in seinem Zimmer auf und niederwandeln. Als der erhabene Gefangene am anderen Morgen erschien, war er niedergeschlagen, gebrochen und um 20 Jahre gealtert.

Als Seine Majestät sich in seine Gemächer begab, umgeben von denen, die es sich als eine Ehre erbeten hatten, ihren unglücklichen Monarchen begleiten zu dürfen, da kam der Kaiser auch durch eine lange Gallerie, in welcher zahlreiche Bildnisse hingen, unter denen eines von großem Umfang, beleuchtet von einem Sonnenstrahl, besonders die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Auch der Kaiser sah es, und indem ein Schrei seinen Lippen entschlüpfte, trat er wie vor einer Erscheinung zurück — er hatte das Bild seiner Mutter erkannt. Im Glanze ihrer vollen Jugend und Schönheit, mit reizenden und sanft lächelnden Zügen, so schien die Königin Hortense ihrem unglücklichen Sohne entgegenzutreten, der mit einer Handbewegung denen, die ihm folgten, winkte, sich zurückzuziehen, und nachdem ein schwerer Vorhang sich hinter ihnen geschlossen, blieb Napoleon III. allein.

Als er dann wieder erschien, waren seine Augen feucht von Thränen und eine unsägliche Rührung hatte seine gequälte Seele erleichtert. Seine Züge hatten die schmerzliche Verzerrung verloren und jenen Ausdruck von Festigkeit, Würde im Unglück und erhabener Güte angenommen, den Alle so wohl kannten, welche die Ehre hatten, ihm in seiner letzten Lebenszeit nahe zu treten.

Man hatte es Napoleon III. zum Vorwurf gemacht, daß er das Schlachtfeld von Sedan verließ, und man hat es ihm verübelt, daß er nicht, wie General von Wimpffen

ihn zu überreden suchte, die feindlichen Reihen an der Spitze des noch kampfesfähigen Restes seiner Armee durchbrach.

Wie aber, wenn die Armee Mac-Mahons nicht capitulirt, und man die geringste Anwandlung gezeigt hätte, den Kampf fortzusetzen? Es wäre Alles, was sich in der Stadt befand, Frauen, Kinder, Soldaten und alle in der Umgebung versammelten Truppen unverzüglich vernichtet worden.

Der Kaiser sah sehr wohl, daß von den Generälen immer Einer dem Anderen die Verantwortung für die Niederlage angesichts des ohnmächtigen Heldenmuthes unserer decimirten Truppen zuschob, und daß man nicht mehr hoffen durfte, durch die Aufopferung sovieler Tapferer Frankreich zu nützen. Hier begann sein Amt als Vater des Volkes, es mußte über jede andere Autorität gestellt werden und der Kaiser übte in diesem Moment nur sein absolutes Recht über Leben und Tod von mehr als 50,000 Mann aus. Hätte er diese heilige Pflicht eines Souverains verletzt, das unnütz gewordene Blutvergießen seiner Unterthanen zu verhüten, da er sie doch nicht mit sich retten konnte und sie dem Gemetzel des Feindes ohne menschliche Bedenken überliefert, nur um seinen Triumph zu krönen, mit welchen Vorwürfen hätte sein Andenken dann wohl belastet werden müssen?

Einige Ueberreste der Mannschaften hätten vielleicht dem eisernen Gürtel der Geschütze des Herrn von Moltke entgehen können, aber die Armee und die ganze Bevölkerung schien der Vernichtung unabänderlich geweiht zu sein. Dies geht aus allen offiziellen Berichten beider Länder, aus allen Zeugenaussagen und aus allen Zugeständnissen hervor.

Napoleon III. aber wollte, daß sein letzter Regierungs-act ein Beweis der Menschenliebe sei.

Als der Kaiser zu Chislehurst in England eines Tages von seinen Freunden bestürmt wurde, Einige von denen, die seinen Muth beschimpfen wollten, durch die Erinnerung an einstmals ihnen erwiesene Wohlthaten zu beschämen, da erwiderte er nur jene Worte voll Milde und Vergebung:

„Nach sovielem Unglück kann man nicht gerecht bleiben.“ —

---

## Zehntes Capitel.

Wenn man dem Zeugniß vieler Politiker glauben darf und die geistige Bewegung darnach schätzt, so kommt man zu dem Schlusse, daß der 4. September seit den ersten Niederlagen vorbereitet gewesen sein muß. Durch das Niederwerfen unserer Armee wurde auch das seit dem Beginn dieses Jahrhunderts mit dem Glücke Frankreichs verknüpfte Glück des Kaiserreichs in's Wanken gebracht.

Welchen Leidenschaften haben doch die Männer gehorcht, welche zum Sturze einer verhaßten Regierung nicht gezögert haben, die Revolution Angesichts des Feindes zu entfesseln! Und welches waren für sie die Folgen ihrer That? Welches Resultat haben sie erreicht? Die Zukunft Frankreichs wird Antwort darauf geben und die Geschichte wird aus der Mitte dieser Männer Jene richten, die aus der Mittelmäßigkeit mit einem Male hervorgingen und sich der Gewalt bemächtigten, um ihr Vaterland in Flammen zu versetzen.

Man wird sich erinnern, mit welcher Wärme diejenigen, welche in der Kammer die Gruppe der „Unversöhnlichen" bildeten, also ungefähr fünfzig Abgeordnete, die sofortige Rüstung der Nationalgarde forderten.

Welche Hintergedanken verbargen sich wohl unter

dieser eindringlichen Rüge? Seitdem die Belagerung von Paris bevorstand, verkündeten die Abgeordneten doch mit lauter Stimme, daß die Arbeiter der Faubourgs für das Kaiserreich nicht kämpfen würden!

Im Augenblick der Kriegserklärung ging einer der Führer der Unversöhnlichen gerade im Tuileriengarten spazieren und plauderte dabei mit Herrn Riché, dem Präsidenten des Staatsrathes. Die Herren besprachen die kommenden Ereignisse und der Deputirte sagte dabei, mit der Faust auf die Fenster des Cabinets des Kaisers deutend:

„Dieses V. . . dort hat soviel Chancen, daß es im Stande ist, zu siegen! Dann aber werden wir . . . sein!"

Diese Geschichte hat Herr Riché selbst dem ehemaligen Pariser Deputirten Herrn Godelle erzählt, der sie in einer öffentlichen Wahlversammlung im Jahre 1879 wiederberichtet hat.

In einer 1871 zu Nantes abgehaltenen Versammlung sprach Herr von Kératry von Ereignissen, die sich nach den ersten Niederlagen zugetragen und erinnerte daran, daß er drei Wochen vor dem 4. September schon die Absetzung des Kaisers gefordert habe, indem er hinzufügte:

„Ich war nach Paris geeilt, um die Proclamation der Republik vorzubereiten und in der Nacht vom 3. zum 4. September beeilte und bewirkte ich die Absetzung des Kaisers. Ich stieß Gambetta förmlich auf die Rednertribüne! Am 4. September bemächtigte ich mich der Polizeipräfectur und der Generaldirection der Posten und Telegraphen. Und das habe ich gethan!"

Die Hast, mit der die Feinde des Kaiserreichs seit der Katastrophe von Sedan arbeiteten, ist bekannt, und

gestattet einen Einblick in das Programm, was sie durch das Unglück des Vaterlandes für sich selbst erstrebten.

Zwischen Fröschweiler und Sedan hatte man noch einen Schimmer von Hoffnung in dem Wahne, daß die Vereinigung Mac-Mahons mit Bazaine sich vollziehen würde.

Nun aber wurde die Armee des Marschalls Bazaine in Metz zurückgehalten, während die Armee des Prinzen Friedrich Carl, welche die Erstere siegreich schlagen sollte, in forcirten Märschen herbeieilte, um den Kronprinzen bei Sedan zu unterstützen. Am 2. September theilte man sich in officiellen Kreisen die Schreckensnachricht einer neuen Schlacht mit, in welcher der Marschall Mac-Mahon so schwer verwundet sein sollte, daß man für sein Leben fürchtete, wie es hieß.

Gegen fünf Uhr Nachmittags überbrachte Herr von Vougy, der Director der Telegraphie, der Kaiserin selbst eine Depesche des Kaisers, in welcher dieser ihr die Capitulation und seine Gefangennahme anzeigte.

„Da es mir nicht vergönnt war, mich in der Mitte meiner Soldaten tödten zu lassen, mußte ich mich als Gefangener ergeben, um die Armee zu retten," hatte der Kaiser geschrieben.

Wer nicht Alles im Leben verloren hat, kann nicht errathen, was damals in der Seele der Regentin vorging, die vor sich den Abgrund sah, in den das von der Revolution und der Niederlage zugleich bedrohte Frankreich herabsinken mußte, denn das Unglück des Vaterlandes richtete sich gegen die, auf denen die Verantwortlichkeit der Gewalt lag. Würde die Regierung in einer so drohenden Lage noch Macht genug besitzen, einen ehrenvollen Frieden zu

schließen? Das war der einzige Gedanke, dem die Regentin jetzt ihre ganze moralische und physische Kraft zuwendete.

Nun die Kaiserin vor der Thatsache der Gefangenschaft des Kaisers stand, wünschte sie für die Vertheidigung diejenigen Männer zu gewinnen, deren Mitarbeiterschaft dem Vaterlande ohne Unterschied zum Nutzen gereichen konnte und beauftragte deshalb Herrn Mérimée, zu Herrn Thiers zu gehen, um ihn über seine Maßnahmen gegen die Regierung auszuforschen.

Alle diejenigen, deren Stimmen sich gegen den Krieg erhoben hatten, umgab jetzt der Heiligenschein der Propheten, und so hatte sich auch Herr Thiers, Dank unserem Mißgeschick, sehr populär gemacht. Sein Patriotismus hätte ihm jetzt in dieser Lage eine Annäherung erlaubt, was auch die Kaiserin um so mehr hoffen durfte, als ja sein Schritt vor dem Kaiser durch die Vermittelung der Herzogin von Mouchy vorausgegangen war.

Herr Mérimée ging also zu seinem Collegen von der Akademie und stellte ihm vor, welchen Dienst er dem Vaterlande durch eine Anbahnung zur Versöhnung leisten könnte und führte geschickt die bedeutungsvolle Stellung in's Gefecht, zu welcher Herr Thiers durch die Gefangenschaft des Kaisers berufen sein würde.

„Nein,“ erwiderte Herr Thiers, „nach Sedan ist nichts mehr zu machen, absolut nichts!“

Herr Mérimée versuchte darauf, zum mindestens seinen Rath zu erlangen, aber Herr Thiers erklärte, daß er gar keinen Rath zu geben habe, und hüllte sich zum ersten Male in seinem Leben in Stillschweigen.

Am 22. August hatte Mérimée an seinen Freund Panizzi geschrieben: „Ich war bei der Kaiserin, die bewunderungs-

würdig ist und mir wie eine Heilige vorkommt." — In einem späteren Briefe schreibt er: „Komme was da mag, das Land hier ist schwer krank, und, wie die Kaiserin sagt, die Armee, welche Herr von Bismarck in Paris hat, ist die gefährlichste!" —

Herr Mérimée starb drei Wochen darauf zu Cannes.

Inzwischen war man in der Umgebung der Kaiserin lebhaft für deren Sicherheit besorgt. Vor Allem suchte der Stallmeister des Kaisers, der Marquis von Castelbajac, der sich Ihrer Majestät zur beständigen Verfügung gestellt hätte, die Regentin zu entfernen, indem er ihr die Gefahren vorstellte, denen sie sich bei einem ferneren Bleiben in Paris aussetze. Er schlug ihr vor, die Tuilerien zu Wagen, wie zu einer Ausfahrt zu verlassen und hatte sich schon mit einer beträchtlichen Summe Geldes versehen, um allen Eventualitäten gewachsen zu sein. Man sollte seinem Plane nach in der Umgebung von Paris auf irgend einem Bahnhofe einsteigen uud nach einer der großen Provinzstädte reisen, wohin die Kaiserin die Mitglieder der Regierung berufen konnte, um fern von einer revolutionären Gegenmine, die Friedensverhandlungen mit Preußen einzuleiten.

Die Kaiserin wollte aber von diesem Vorschlage ein für allemal nichts hören.

„Der Kaiser hat mich hierher gestellt," erwiderte sie, „denn hier ist die Wurzel der Gefahr, hier vereinigen sich alle Interessen des Vaterlandes. Ich reise nicht ab." —

Der 3. September verging bleischwer und angstvoll, ohne irgend welche officielle Nachrichten, doch düstere, aber noch unbestimmte Gerüchte schwebten durch die Luft und die widersprechendsten Dinge waren im Umlauf.

Der Ministerconseil war wie gewöhnlich zusammengetreten und kam dahin überein, erst eine völlige Bestätigung der Ereignisse abzuwarten, ehe man sie dem Volke anzeigte. Denn in der Verzweiflung hofft man selbst ohne Hoffnung noch.

Die Marschallin Canrobert, welche seit der Abreise ihres Gatten und seit dessen Vertretung durch den Marschall Baraguey d'Hilliers als Gouverneur von Paris ihr Hôtel am Vendôme-Platz nicht mehr verlassen hatte und ohne Nachrichten war, entschloß sich im Kriegsministerium selbst um Aufklärung zu bitten. Dort hörte sie, daß Sedan capitulirt habe. Um 9 Uhr Abends kam ihr Bruder, Herr Mac-Donald zu ihr und erzählte ihr, daß er einer Bande von vielleicht 500 Menschen begegnet sei, welche mit dem Rufe: „Nieder mit dem Kaiserreich! Es lebe Frankreich! Es lebe die Armee! Es lebe Trochu!" durch die Straßen gezogen sei. Vor den Tuilerien hatten die Rufer geschwiegen, um vor dem Louvre wieder lauter zu werden, da sich dort der Wohnsitz des Gouverneurs von Paris befand, der auch eine Deputation dieser Bande empfing.

Um 10 Uhr brachten Freunde der Marschallin die officielle Depesche von der Capitulation der Armee Mac-Mahons und der Gefangennahme des Kaisers. Dieses Telegramm wurde nach allen Richtungen besprochen und man erzählte, daß der Kaiser sich gleich einem gemeinen Soldaten ausgesetzt habe. Es wurde hinzugefügt, daß mehrere Generäle, unter ihnen der General von Failly von ihren eigenen Leuten getödtet worden wären; man wußte auch, daß die Truppen vier Tage lang gekämpft hatten, und daß die Armee von Metz zweimal vergeblich versucht habe, den Platz zu verlassen, und daß Bazaine und Canrobert eingeschlossen seien. All dem wurde hinzugefügt, daß die

Kammer beschlossen habe, zu einer Nachtsitzung zusammenzutreten.

Die Marschallin ließ anspannen und fuhr, begleitet von der ihr sehr befreundeten Baronin von Bourgoing, die bei ihr gespeist hatte, zu Herrn Rouher nach dem Senat. In dem entfernten, friedlichen Luxemburg schien Alles schon zu schlafen, — ein seltsamer Gegensatz zu dem anwachsenden Lärm, der schon die innere Stadt erfüllte. Auch Herr Rouher war schon zur Ruhe gegangen, aber seine Gemahlin bestätigte ihren Besucherinnen die Nachrichten von der Armee, worauf die Marschallin darauf bestand, den Senatspräsidenten zu sprechen. Sie wurde zu ihm geführt und weckte den friedlich Schlummernden durch die Nachricht von der Nachtsitzung der Kammer.

Von zehn Uhr ab hatte sich vor dem Gesetzgebenden Körper eine beträchtliche Menschenmenge versammelt. Eine bedeutende Partei wollte den General Trochu sogleich als Dictator proclamiren, während die Rechte seinen Namen mit dem Palikao's und eines anderen Generals nannte, um eine Art von militairischem Triumvirat, das mit der Vertheidigung beauftragt werden sollte, zu begründen.

Um 1 Uhr Nachts war der gesetzgebende Körper zusammengetreten, und General Palikao verlas die Proclamation des Ministeriums von der Uebergabe Sedans und der Gefangennahme des Kaisers.

„Nachdem die Armee des Marschalls Mac-Mahon drei Tage lang heldenmüthig gegen 300,000 Feinde gekämpft, sind 40,000 Mann zu Gefangenen gemacht worden. Der an die Stelle des schwerverwundeten Marschalls von Mac-Mahon zum Commandanten der Armee ernannte General von Wimpffen hat die Capitulation unterzeichnet. Die

schwere Niederlage kann unseren Muth nicht vermindern. Paris ist heute im Vertheidigungszustande, die militairischen Kräfte des Landes treten zusammen. In wenigen Tagen wird unter den Mauern von Paris eine neue Armee stehen, und eine andere wird an den Ufern der Loire gebildet. Ihr Patriotismus, Ihre Einigkeit und Ihre Kraft werden Frankreich retten. Der Kaiser ist im Kampfe gefangen genommen worden." —

Diese Worte wurden mit leidenschaftlichen Ausrufen begrüßt, die Unruhe wuchs im Saale des Gesetzgebenden Körpers mehr und mehr.

Da bestieg Herr Jules Favre die Tribüne und verlas einen Antrag, in welchem die Absetzung des gefangenen Kaisers gefordert wurde. Während der unter stetigem Protest verlesenen Urkunde verhielt das Ministerium sich schweigend.

Herr Schneider nahm Veranlassung, die Sitzung aufzuheben und berief die Kammer für den folgenden Morgen.

Was Alles mag sich im Laufe dieser Nacht ereignet haben! Wir haben Grund anzunehmen, daß die Stunden nicht unbenützt vorübergingen.

Man sagt, daß die Republikaner bei einem Versuche, den General Trochu zur Uebernahme der Regierung zu bewegen, die Antwort von ihm erhalten hätten:

„Zählen Sie nicht auf mich, denn ich werde den Pflichten, die ich übernommen habe, treu bleiben." —

Andererseits erklärte der General Palikao laut, daß er nicht zögern würde, den Gouverneur von Paris nach Vincennes zu schicken, falls er ihn des Verrathes für verdächtig hielte. Währenddem fuhr die Kaiserin mit Hülfe ihrer Mitarbeiter mit stoischer Ruhe fort die von allen

Seiten anlangenden Stöße von Telegrammen zu entfalten, all' ihre Kraft und all' ihren Muth zusammennehmend, um diese sich wiederholenden Schicksalsschläge ohne moralische Schwäche zu ertragen und nicht einen Augenblick die unzähligen Pflichten der Vertheidigung aus den Augen zu verlieren.

Während dieser schrecklichen Nacht brachten Emissaire des Polizeipräfecten, Herrn Pietri, von Stunde zu Stunde Berichte über feindselige Absichten, die sich unter der Bevölkerung kundgaben. Zahlreiche, in der Rue de la Sourdière um die Rädelsführer der Revolution versammelte Eingeweihte, erwarteten nur das verabredete Zeichen und man wußte auch, daß man sich der Person der Kaiserin bemächtigen wollte, um sie als Geißel zu benützen.

Dreimal schickte die Kaiserin in's Louvre nach dem General Trochu, um mit ihm die Maßregeln zu treffen, welche die Ereignisse erforderten, und dreimal wurde ihr der Bescheid, daß der Gouverneur von Paris von Anstrengungen übermannt, schlafen müsse. Während dieser ganzen Nacht war er unerreichbar und die Kaiserin mußte in einem derartigen Moment denjenigen vermissen, der die Aufgabe übernommen hatte, über die Regierung, die Krone und die Sicherheit der Stadt zu wachen.

Am Morgen des 4. September hatte sich in gewissen Stadttheilen von Paris eine große Unruhe bemerkbar gemacht. Es war Sonntag und in Folge dessen die Werkstätten leer, während die Arbeiter durch die Faubourgs strömten. Die Kaiserin, welche Nachts nicht einen Augenblick geruht hatte, hörte früh um 7 Uhr in ihrer Privatcapelle die Messe und um 8 Uhr schon trat der Ministerconseil zusammen.

Da endlich erschien der General Trochu und wurde sofort von der Kaiserin empfangen. Es wurden nun zunächst die Maßnahmen berathen, die zur Unterdrückung des Aufstandes versucht werden sollten, wobei die Kaiserin mehr Ruhe und Festigkeit bewies, als alle um sie Versammelten. Beim Abschiede ergriff General Trochu beide Hände des Admirals Jurien de la Gravière und rief mit überströmendem Gefühl:

„Welch' eine wunderbare Frau: Das ist eine Römerin!" — Dies geschah gegen 9 Uhr morgens. Es war die letzte Begegnung der Regentin mit dem Gouverneur von Paris.

Man hat gesagt, daß die Kaiserin unter diesen schrecklichen Verhältnissen von Allen verlassen worden ist, — aber nichts ist unrichtiger als das! Abgesehen von dem Ehrendienst und dem engeren Freundeskreise, der sie niemals verlassen hatte, war in den Tuilerien ein unabläßiges Kommen und Gehen von Bekannten und Unbekannten, die Erkundigungen einzuziehen kamen und sich der Kaiserin zur Verfügung stellten sammt ihrer Mithülfe und ihrer Ergebenheit. Nie waren die Tuilerien so besucht wie in jenen Tagen.

Graf Lesseps machte am frühesten Morgen schon seine Aufwartung. Er war ein Jugendfreund der Kaiserin und beschwor dieselbe unabläßig, Paris zu verlassen. Er war der Erste, welcher den General Trochu laut des Verrathes beschuldigte.

Graf Lesseps theilte der Kaiserin mit, einer der Stadtverordneten von Paris und zugleich Maire eines beim Faubourg St. Antoine gelegenen Stadttheiles habe Herrn Charles von Lesseps seinem Sohne, gesagt, daß es durchaus nöthig sei, die Person der Kaiserin in Sicherheit zu bringen. Herr X war bei seinen Untergebenen als human und wohlthätig wohl geachtet, und zwei Arbeiter, denen er

einmal einen Dienst erwiesen, waren gekommen, um ihn von der bevorstehenden Revolution zu warnen.

„Wir wollen keine Erkenntlichkeit," hatten sie gesagt. „Die Regierung soll gestürzt werden und ein Kampf wird stattfinden. Sie selbst befinden sich unter den persönlich Bedrohten, deshalb mein Herr, verlassen Sie Paris ohne Verzug."

Der Maire wollte diesen Worten keinen Glauben schenken.

„Die Regierung hat nichts zu fürchten," sagte er. „General Trochu wird Geschütze auffahren lassen und Ihr werdet Euch ruhig verhalten."

Nachdem die Arbeiter sich einen Augenblick leise besprochen hatten, nahmen sie nochmals das Wort.

„Wir wollen nicht, daß Ihnen etwas zustößt," sagten sie. „General Trochu ist mit unseren Anführern im Einverständniß und hatte diese Nacht eine Besprechung mit ihnen in der Rue de la Sourdière. Er geht mit uns."

Die Kaiserin wollte diesen Worten keinen Glauben schenken. Wie oft habe ich sie nicht sagen gehört:

„Ich werde niemals in einem Fiacre abreisen, wie Carl I. und Ludwig Philipp! Nie werde ich vor der Revolution fliehen!" — Indeß wurden doch Maßregeln zur Aufrechthaltung der Ordnung getroffen. Der Platz vor dem Gesetzgebenden Körper wurde ebenso durch Cavallerie besetzt wie der Hof des Palais Bourbon. Die Hitze war erdrückend und die Soldaten schliefen neben ihren zusammengestellten Waffen ein.

Vor Beginn der um Mittag stattzufindenden Sitzung vereinten sich die Deputirten der Rechte unter dem Vorsitze des Herrn Jerôme David zu einer außerordentlichen Besprechung. Herr David war Minister des Handels und

des Ackerbaues in dem Cabinet, welches dem Ministerium Ollivier gefolgt war.

„Ich nahm das Portefeuille wie man das Gewehr für die Schlacht ergreift,“ hatte er damals gesagt.

Telegraphische Berichte, die von allen Seiten ankamen, meldeten eine gewaltige Gährung in den Departements, ja man hatte sogar Grund zu glauben, daß die Republik in Lyon und Marseille schon proclamirt war. Am Morgen hatte die Regierung sich entschlossen, den Kammern einen Gesetzentwurf vorzulegen zur Bildung eines Rathes der Regierung und der Nationalvertheidigung, bestehend aus fünf Mitgliedern unter dem Vorsitz der Regentin, welche von dem Gesetzgebenden Körper durch absolute Mehrheit gewählt werden sollten.

Zur Mittagsstunde begann die Sitzung. General Palikao den Tod im Herzen, denn er hatte eben erst erfahren, daß sein einziger Sohn bei Sedan gefallen war, fand in seinem Patriotismus die Kraft, den Plan der Regierung zu unterstützen. Alte Gegner des Kaiserreiches traten ihm ehrenvoll bei, denn es war ja ein Vorschlag zur Bekämpfung einer weit radicaleren und heftigeren Partei, die gefahrdrohend war.

„Ach,“ rief Herr von Talhouet entmuthigt aus, „von All' dem sind wir weit, weit entfernt!“ —

Die Vorlage der Regierung wurde abgelehnt und eine überwiegende Mehrheit forderte die Zurückgabe der Gewalt an den Gesetzgebenden Körper. Und während die Revolution sich draußen schon entfesselte, schickte man eine Deputation nach den Tuilerien um mit der Regentin zu berathen. Diese Deputation bestand aus den Herren d'Ayguesvives, Kammerherrn des Kaisers, de Pierres, erstem Stallmeister der

Kaiserin; dem Grafen Daru, den Herren Dupuy de Lôme, Genton, Kolb-Bernard, Buffet und Chesnelong. Sie nahmen Fiacre und langten in den Tuilerien ohne Hinderniß an, mit Ausnahme des Herrn Chesnelong, der sich unterwegs von seinen Collegen getrennt hatte.

Es war ½1 Uhr. In dem leeren Carousselhofe brütete die heiße Mittagssonne, der Hof der Tuilerien war verlassen und traurig. Der Palast war, wie Napoleon I. gesagt, „traurig wie die irdische Größe.“ —

Die Deputation wurde angemeldet und sofort in den Salon des Ehrendienstes geführt, wo sich unter Andern die Gräfin Aguado, Gräfin de la Poëze, Frau von Saulcy, die Marschallin Malakoff, die Gräfin von Rayneval, Frau von Sancy, die Herren von Brissac, von Lezay-Marnésia, von Castelbajac, Graf von Laferrière, Marquis von Piennes, Herr von Lesseps und ein Almosenier der Kapelle befanden. Man umringte die Deputirten und Herr von Lesseps erkannte sofort die dringende Nothwendigkeit für die Kaiserin, die Regentschaft niederzulegen und sich zurückzuziehen.

Auf die Bitte der Deputation, von Ihrer Majestät empfangen zu werden, begab sich der Kammerherr vom Dienst, Marquis v. Piennes nach dem Cabinet der Kaiserin, um deren Befehle entgegenzunehmen. Er kehrte bald zurück und bat die Delegirten, ihm zu folgen, indem er sie durch die Apartements in den blauen Salon führte, der an das Cabinet Ihrer Majestät anstieß. Die mit Staubkappen verhüllten Möbel und Fenstervorhänge, all' diese unter düsteren Farben verborgene Pracht gab dem Ernst dieser Stunde einen Charakter düsterer Trauer. Bald öffnete sich die Thür und die Kaiserin erschien, gefolgt von dem Admiral

Jurien de la Gravière. Sie trug ein schwarzseidenes Kleid, und trotz der Hitze, bleich und kühl wie sie erschien, einen Umhang von violetter Seide mit Goldschnur verziert, den sie fröstelnd fester um ihre Schultern zog. Die Deputirten verneigten sich tief und die Kaiserin grüßte mit jener königlichen Anmuth und leutseligen Würde, die sie charakterisirten. Sie zog einen kleinen Stuhl in den Fensterwinkel, der an ihr Cabinet stößt, setzte sich, und gab den Herren das Zeichen, gleichfalls Platz zu nehmen. Die vorhandenen Stühle reichten nicht zu und ein Huissier brachte auf den Befehl des Admirals die fehlenden herbei. Darauf nahmen Alle auf ein neues Zeichen der Kaiserin hin Platz. Letztere bat nun, sie von dem Zwecke dieses Besuches zu unterrichten. In diesem außerordentlichen Augenblicke bewahrte die Kaiserin trotz der furchtbaren Gemüthsbewegungen, die sich in ihrem blassen Antlitz wiederspiegelten, die volle Ruhe und Würde einer Fürstin, die vor ihren Unterthanen steht. Herr Buffet nahm das Wort und entwarf mit bewegter Stimme, aber voll Zartgefühl und Ehrerbietung ein kurzes Bild des Mißgeschickes, das Frankreich und das Kaiserliche Haus heimgesucht, indem er die Schwierigkeiten der Lage und die tiefe Spaltung der Parteien darlegte. Er erklärte der Kaiserin die Unmöglichkeit für den Gesetzgebenden Körper, angesichts der revolutionären Ausschreitungen und trotz seines Wunsches, die Regierung zu unterstützen, den Entwurf zu einem oberen Kronrath und einer Nationalvertheidigung, wie General Palikao sie vorgelegt, anzunehmen. Indem er sich jeder Ausflucht über die Forderung des Herrn Jules Favre zur Absetzung der Dynastie enthielt, bat er schließlich, die Kaiserin möchte einen die Niederlegung der Gewalt nicht berührenden, vermittelnden Vor=

schlag annehmen, der zum Mindesten Zeit gewinnen ließe, um die Zukunft des Kaiserhauses zu sichern.

Hier unterbrach die Kaiserin den Redner mit einer Bewegung und sagte, den Blick erhoben, als hätte die Zukunft sich vor ihr entschleiert, langsam und mit großer Deutlichkeit:

„Sie sprachen von der Zukunft der Kaiserlichen Dynastie. Sprechen Sie nicht von der Zukunft — ich kenne keine mehr. Ich kann in dieser Stunde weder an mich, noch an den Kaiser, noch an den Kaiserlichen Prinzen denken.“ —

Bei der Nennung dieses Namens bebte ihre Stimme, aber sie überwand diese Schwäche und fuhr fort:

„An das Vaterland allein habe ich zu denken — dort liegt die Erfüllung meiner Pflicht, die ich bis zum Ende erfüllen werde. Ich weiß nicht, was man gegen das Kaiserreich und mich im Schilde führt. Ist es mein Tod, den man fordert, so bin ich bereit zu sterben — es wäre kein schweres Opfer,“ — hier lächelte die Kaiserin mit mattem Lächeln — „aber meine Pflichten werde ich nicht verlassen. Die der Kammer gemachte Vorlage ist im Ministerconseil berathen und allgemein angenommen worden, wie alle Regierungsacte, seitdem das Kaiserreich mich zur Regentin ernannt hat. Ich würde der Verfassung zuwider handeln, wenn ich mich durch irgend welche Entscheidung von dem Regentschaftsrathe trennte. Wenn dieser glaubt, daß eine andere Vorlage Noth thut, so trete er zusammen und formulire sie. Aber ich für mich darf keine Initiative ergreifen. Es ist meine Pflicht, wie es mir eine Ehre ist, selbst mit Hintenansetzung aller Landesinteressen vor dem siegreichen Feinde, die Integrität der Regierung aufrecht zu halten. So werde ich bis zum letzten Augenblick auf

der Stelle stehen, die mir angewiesen worden ist — handelte ich anders, so wäre ich wie eine Schildwache, die treulos ihren Posten in der Stunde der Gefahr verläßt, und würde Verrath begehen an dem Vertrauen des Kaisers. Die einzig wirksame Handlungsweise der Volksvertreter wäre jetzt die, wenn sie sich um meine Regierung schaarten, um mit vereinten Kräften das Eindringen des Feindes zu verhindern. Wenn ich also auf der Nothwendigkeit der Gegenwart meiner Person bestehe, selbst für den Fall, daß ein Widerstand als unmöglich erkannt wird, so geschieht es in der Hoffnung, einen günstigeren Friedensschluß zu erzielen, als ihn der Feind versucht sein würde von einer desorganisirten Regierung zu erzwingen. Eine Großmacht hat mir soeben durch unseren Botschafter ihre Vermittlung auf Grund der Unversehrtheit des Landes und des Bleibens der Dynastie angeboten, und ich habe sie für den ersten Punkt angenommen, den zweiten aber abgelehnt, denn das Vaterland allein hat über das Bleiben der Dynastie zu entscheiden.“ —

Die Kaiserin hatte mit ihren Worten auf ein Telegramm hingewiesen, das sie von unserem Botschafter in St. Petersburg, dem General Fleury, erhalten hatte. Diese Depesche konnte in den Archiven des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten nicht wieder gefunden werden.

„Nein,“ fuhr Ihre Majestät fort, „es ist nicht an mir, mich des Postens zu entheben, den man mir anvertraut hat, das kann nur der Kaiser allein.“

All diese Worte sprach sie ohne jede Erregung in gewöhnlichem Tonfalle.

Herr Buffet gab zu, daß es für Frankreich von größtem Vortheil wäre, wenn alle Parteien sich um die Regierung der Regentschaft schaaren wollten, meinte aber, daß in der gegenwärtigen Stunde die Gereiztheit des Volkes und die Spaltung der Parteien absolut einem solchen Plan entgegenständen. Im Schooße der Versammlung, sowie außerhalb sei die Strömung für die Entscheidung, welche man von der Kaiserin verlange, gleichsam als die letzte Hoffnung auf den guten Willen und die Sympathien der Regentschaft. Daher bedürfe es einer unverzüglichen Entscheidung und die Zeit fehle, um den Regentschaftsrath hinzuzuziehen. Ihre Majestät wäre übrigens schon gewissermaßen von ihren constitutionellen Pflichten durch den Zwang entbunden, den der Ernst und die rasche Folge der Ereignisse ihr auferlege. Und so beschwöre er die Kaiserin, das Einzige zu thun, was den Volksvertretern noch erlaube, ihrem Schwure treu zu bleiben, wodurch Sie das schützen würde, was überhaupt noch zu retten sei.

Diese Unterredung wurde fortwährend durch Berichte unterbrochen, welche unheilvolle Nachrichten über den wachsenden Aufstand brachten. Die Kaiserin überflog sie rasch und resumirte sie in einigen Worten. Aber einer dieser Berichte entriß ihrem Muthe heiße Thränen —: das Volk hatte begonnen, die Adler zu zerbrechen, welche die Pfeiler des Gesetzgebenden Körpers schmückten.

Baron von Pierres, der erste Stallmeister der Kaiserin und einer von denen, deren Ergebenheit und aufrichtigste Anhänglichkeit an die Monarchie nie nachgelassen hat, beschwor Ihre Majestät, den Wünschen der Mehrheit der Kammer nachzugeben und von der Regentschaft zurückzutreten.

„Ich, der ich die Ehre Eurer Majestät höher schätze, als Ihre Sicherheit, ich beschwöre Sie, diese Entscheidung zu treffen, um dem Lande eine Revolution zu ersparen, welche alle in Frankreich dagewesenen an Furchtbarkeit übertreffen würde," sagte er und auch der Graf von Aygüesvives vereinte seine Bitten mit denen seines Collegen.

„Möchte Eure Majestät die Gewalt an die Kammer abtreten," rief er. „Das ist die letzte Hülfe, die einzige Garantie für die Dynastie."

„Ja, glauben Sie denn, daß es die Macht ist, an der ich hänge?" erwiderte die Kaiserin heftig. „Wohl, Sie haben mich nur als Königin der Feste gekannt! Aber fortan wird mir nichts mehr dies vernichtende Andenken an diese Stunde lindern können und ich werde die Trauer von ganz Frankreich ewig im Herzen tragen!"

In diesem Augenblick erschien Vignet, der Huissier, in der Thür und meldete, daß Herr von Gardanes, Kammerherr des Kaisers und Abgeordneter für die Gironde aus dem Gesetzgebenden Körper eingetroffen sei und eine dringende Botschaft an Ihre Majestät hätte.

„Bitten Sie ihn, einen Augenblick zu warten," erwiderte die Kaiserin.

Die Delegirten, welche von der Schnelligkeit, mit welcher die Ereignisse einander folgten, beunruhigt wurden, bestanden darauf, daß der Abgesandte vorgelassen wurde.

„Verzeihen Sie, meine Herren, es eilt nicht damit," entgegnete die Kaiserin sehr ruhig, und sich an Vignet wendend, setzte sie hinzu:

„Bitten Sie Herrn Gardanes, einen Augenblick zu warten."

Darauf wurde die Unterredung fortgesetzt und schließlich sagte die Kaiserin mehr besiegt als überzeugt:

„Meine Herren, ich ergebe mich. Ich werde Ihren Vorschlägen zustimmen, aber nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß meine Zustimmung von dem Ministerium und dem Regentschaftsrathe ratificirt wird. Um keinen Preis werde ich davon abweichen.“

Nachdem diese Bedingung bewilligt worden war, wurde Herr von Gardanes vorgelassen. Er kam aus dem Gesetzgebenden Körper und berichtete, daß die Kammer überfallen worden sei, indem er die Wuth schilderte, mit welcher die Menge sich den Eintritt zum Sitzungssaale erzwungen hatte und auf die Tribünen und in's Amphitheater gedrungen war zur Gefahr für die Deputirten, deren größter Theil nicht hatte entrinnen können. Herrn Schneider insbesondere hatte man fast von seinem Präsidentensitz mit dem Rufe gerissen: „Tod dem Mörder von Creuzot! Es lebe die Republik! Absetzung!“

Herr von Gardanes setzte hinzu, daß man die Adler zerschmettert habe. Die Kaiserin aber bewahrte beim Anhören dieser schrecklichen Einzelheiten ihre volle Ruhe.

Admiral Jurien, der bis dahin dieser bewegten Unterredung schweigend beigewohnt hatte, erhob sich und wandte sich an Herrn Buffet.

„Mein Herr,“ sagte er zu ihm, „das Wort eines redlichen Mannes hat allzeit einen großen Einfluß auf eine Versammlung. Gehen Sie in die Kammer, versuchen Sie die Mehrzahl Ihrer Collegen zu sammeln und sagen Sie Ihnen, was sich hier zugetragen hat, theilen Sie ihnen die Unterredung mit, welche hier stattgefunden hat. Sagen Sie ihnen, daß die Kaiserin fest entschlossen ist, die Inte-

grität der Regierung aufrecht zu erhalten und daß die Volksvertretung sich nur in Paris selbst reconstituiren und vereinigen könne. Die Regierung darf sich angesichts des Aufstandes nicht auflösen!"

Herr Buffet hob beide Hände hoch empor.

„Es ist zu spät," sagte er schmerzlich. „Es bleibt uns nichts weiter, als an die Sicherheit der Kaiserin zu denken."

Die Delegirten erhoben sich, um sich zu entfernen. Ein Jeder verbeugte sich tief vor der Frau, die noch ihre Souverainin war, und die nun Abschied nahm von ihnen, indem sie Jedem die Hand reichte, welche Alle tiefbewegt küßten.

„Meine Augen sind voll von Thränen vor so viel Seelengröße und solcher Selbstentäußerung!" sagte Herr Buffet, als er sich entfernte.

Kaum war die Deputation gegangen, als auch schon die Minister erschienen, welche die überfallene Sitzung verlassen hatten, um die sofortige Abreise der Kaiserin zu bewirken. Herr Jerôme David durcheilte bleich und angsterfüllt den Saal des Ehrendienstes, gefolgt von Graf Daru, den Herren Henri und Leon Chevreau und Herrn v. Busson-Billault. Letzterer hielt vor Frau von Bourgoing und der Marschallin Canrobert, die eben erst gekommen waren, seine Schritte an und rief ihnen zu:

„Die Kammer ist überfallen worden, die Mehrheit ist auseinander gegangen! Leute, die wir einst um ein Lächeln des Kaisers buhlen sahen, verlangen jetzt seine Absetzung. Warum glauben Sie wohl, daß wir uns hier wiedersehen? Wir kommen, die Kaiserin zur Flucht zu bewegen!"

Die Minister traten nun bei Ihrer Majestät ein und beschworen sie, zu flüchten, — aber noch widerstand die Kaiserin. Endlich kam um 3 Uhr der Polizeipräfect zu melden, daß die Revolution ausgebrochen sei. Man stellte der Kaiserin nun vor, daß der Palast voll von Menschen sei, voll von Freunden, ergebenen Dienern und Soldaten, welche Alle entschlossen seien, das Schicksal ihrer Herrin und Kaiserin zu theilen. Wenn diese sich daher nicht zu unverzüglicher Flucht entschließen könnte, so würde eine Collision stattfinden und Alle würden unnöthig mit ihr niedergemetzelt werden.

Dieser Einwand siegte endlich.

„Ersparen Sie Frankreich ein Verbrechen," bat Herr Jerôme David. „Eure Majestät mache Gebrauch von dem Reste meiner Autorität, über den ich noch verfüge, um eine Maschine heizen zu lassen, die Sie dahin bringt, wohin Sie zu gehen wünschen!"

„Ich habe darüber noch nicht nachgedacht," erwiderte die Kaiserin.

Man forderte von Vignet ein Coursbuch und berieth über die Eisenbahnkarte gebeugt, die verschiedenen Wege.

Admiral Jurien schlug vor, die Eisenbahn nach Versailles zu benutzen, um von dort Havre am Bord der Puebla, eines kleinen Kanonenbootes der Seineflotille, zu erreichen.

„In Versailles kennt mich Jedermann," warf die Kaiserin ein, welche von St. Cloud gern diesen Weg benutzte. „Und andererseits haben Sie nicht bedacht, mein lieber Admiral, daß, wenn ich Havre auf der Seine zu erreichen suche, man mich an der ersten Schleuse aufheben würde, wie man ein Veilchen pflückt!"

Der Admiral schlug nun den Weg über Lorient vor, wo ein Fahrzeug für die Kaiserin bereit gehalten wurde, das sie aus Frankreich fortbringen konnte. Während die verschiedenen Vorschläge berathen wurden, erschien der österreichische Botschafter, Fürst Metternich, mit dem italienischen Botschafter, Cavaliere Nigra, denen man die Ungewißheit mittheilte, in der man sich befand.

„Wir kommen, um der Kaiserin unsern Schutz anzubieten," erwiderte Herr Nigra.

Fürst Metternich zog Madame Lebreton in eine Fensternische und flüsterte ihr etwas zu, worauf Letztere sich der Kaiserin näherte und leise mit ihr sprach. Ihre Majestät machte ein bejahendes Zeichen und Admiral Jurien fragte den österreichischen Botschafter, was er beabsichtige.

„Seien Sie ruhig, ich hafte für Alles," entgegnete Fürst Metternich. „Sie können im Uebrigen Ihre Majestät begleiten, Admiral!"

Die Kaiserin trat nun vor die Minister hin und sagte ihnen in kurzen Worten ein ergreifendes Lebewohl, — indeß aber wälzte sich die Menge schon gegen die Tuilerien und drang bis an das Gitter des reservirten Gartens vor. Ihre Majestät sah den Tumult, — sie hörte die Drohungen, die Wuthausbrüche.

In diesem Augenblick, wo die Sicherheit, ja selbst das Leben der Regentin bedroht war, rief Jemand dicht neben ihr:

„Man muß Trochu rufen lassen!"

„Lassen Sie ihn, wo er ist," erwiderte die Kaiserin, „sein Ehrenposten war hier — an uns ist es nicht, ihn zur ückzurufen." —

Jetzt trat die Prinzessin Clotilde ein, um sich Ihrer Majestät anzuschließen, denn sie wünschte, deren Gefahren zu theilen. Die Kaiserin theilte ihr mit, daß sie sich entschlossen und verpflichtet habe, Paris zu verlassen.

Die Prinzessin lebte, treu den Traditionen der Fürstinnen aus dem Hause Savoyen, im Palais Royal wie eine Heilige. Einfach in ihren Ansprüchen, aber groß im Wohlthun und in jeder Tugend hat sie ein Andenken der Verehrung unter der Pariser Bevölkerung zurückgelassen. So durfte sie am 4. September ungehindert durch ganz Paris bis zum Lyoner Bahnhof in ihrem eigenen Wagen fahren, und begegnete nur Ausdrücken der Hochachtung und Sympathie.

Die in den Tuilerien anwesenden Personen erwarteten im Saale des Ehrendienstes mit leicht begreiflicher Angst die Lösung des Knotens.

„Die Kaiserin wird gehen," sagten die Minister, als sie sich entfernten.

Da betrat die Gräfin Aguado das Cabinet der Kaiserin, um sie zu bitten, Ihre Majestät begleiten zu dürfen. Die Herzogin von Malakoff, die Marschallin Canrobert, die Frauen von Rayneval, von Saulcy, de la Poëze, von Sancy und von Bourgoing, alle waren sie da, entschlossen, Ihrer Majestät zu folgen und auf die Ehre hoffend, dazu auserwählt zu werden, ihre Gefahren theilen zu dürfen. Frau von Aguado kehrte bald wieder.

„Kommen Sie," sagte sie, „die Kaiserin wünscht Ihnen Lebewohl zu sagen." —

Alle betraten den zweiten Salon, in welchem Ihre Majestät nun in der Mitte ihrer letzten Freunde erschien, gekleidet wie am Morgen, langsamen Schrittes, das Haupt

etwas gesenkt. Während eines Augenblickes war nichts zu vernehmen als ein Durcheinander von abgebrochenen Sätzen und Schmerzensausbrüchen; die Kaiserin reichte Jedem ihre Hand, und:

„Nehmen Sie mich mit, lassen Sie uns mitgehen!“ scholl es von allen Seiten.

Die Kaiserin blickte tiefschmerzlichen Ausdruckes, aber voll Dankbarkeit auf den Freundeskreis, der sie umringte.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie leise, „aber ich will Niemanden mit meinem Unglück fortreißen. In Frankreich darf man nicht unglücklich sein!“ —

Sie ergriff die Hand der Marschallin Canrobert, und sagte ihr, indem sie dieselbe umarmte, leise einige Worte. Frau Bourgoing, deren Gemahl sich den Freiwilligen des Nièvre-Departements angeschlossen hatte, sagte, als die Kaiserin sie umarmte:

„Mein Mann steht an der Spitze von 3500 treu ergebenen Leuten, — darf ich um die Befehle Eurer Majestät für dieselben bitten?“ —

„Befehle?“ wiederholte die Kaiserin schmerzlich. „Ich habe keine Befehle mehr zu geben,“ fügte sie mit brechender Stimme hinzu. „Die Ereignisse waren stärker als mein Muth, und das Geschick war stärker als der menschliche Wille. Wir mußten ihm weichen. Ich werde nie vergessen, was Sie Alle mir waren, und stets dessen gedenken, wie Sie mich in diesem schweren Augenblick gestützt haben. Ich danke Ihnen — leben Sie wohl!“

Da umringte man sie, küßte ihr unter Schluchzen die Hände und wiederholte die Bitte, mit ihr gehen zu dürfen.

„Es ist unmöglich, ich danke Ihnen, meine Damen, leben Sie wohl!“

Und noch einmal und zum letzten Male umarmte sie die Kaiserin und durch ihre Thränen hindurch verklärte ein Lächeln ihre Züge, als sie hinzufügte:

„Nein, nicht Lebewohl, sondern: auf Wiedersehen! Nicht wahr, wir sehen uns bald wieder?“

„Ja, bald, bald auf Wiedersehen,“ war die einstimmige Antwort.

Und indem sie sich zögernd entfernte, wandte sich die Kaiserin noch öfters um mit Zeichen des Lebewohls und verschwand.

Gebrochenen Herzens trennte man sich, aber da man wußte, daß der wüthende Pöbel schon an den Thoren rüttelte, war es nothwendig, daß die Kaiserin schied.

Wohin sie gehen wollte, wußte Niemand, aber da Ihre Majestät sich unter dem Schutze zweier Botschafter befand, so war man über ihre Sicherheit wenigstens beruhigt; denn diese beiden Botschafter waren der Gesandte des Königs von Italien, der soviel beim Kaiser galt und der Gesandte des Kaisers von Oesterreich, dessen Stellung bei Hofe stets eine so bevorzugte war und der vor Allen, gleich seiner Gemahlin, der Fürstin Metternich, glücklich war, der Kaiserin seine Ergebenheit und Anhänglichkeit beweisen zu können.

Man durfte also in dieser Hinsicht nicht fürchten, daß die Sicherheit und die Würde der Monarchie im mindesten gefährdet seien, und dieser Gedanke war ein großer Trost für all diese treuen Herzen, die über dem Unglück ihrer Fürstin ganz sich selbst vergaßen.

Ihre Rolle war ausgespielt — jeder Versuch zum Widerstande war nutzlos geworden, man konnte also nichts weiter mehr thun, als sich entfernen.

Da betrat General Mellinet, Commandant der Nationalgarde, der schon seit dem Morgen in den Tuilerien war, den Saal des Ehrendienstes.

„Ich komme um die Kaiserin zu bitten, diese Schreihälse hinauswerfen zu dürfen,“ sagte er.

Herr von Castelbajac theilte ihm mit, daß die Kaiserin in Begriff stehe den Palast zu verlassen.

„Das ist noch kein Grund, um uns wie Weiber erwürgen zu lassen,“ schrie General Mellinet außer sich, indem er sich auf Herrn von Castelbajac stürzte und ihn an beiden Armen heftig schüttelte.

„Gehen Sie General,“ erwiderte Herr von Castelbajac, und zog einen Revolver; „sehen Sie, hier habe ich sechs Schüsse, man wird uns also nicht eher erwürgen, bis sie abgeschossen sind. Aber warten wir noch damit, bis die Kaiserin fort ist, damit man sie nicht mit uns abwürgt!“

Da beruhigte sich der alte Soldat, denn er sah ein, daß es nichts mehr zu versuchen gab.

General Mellinet, dessen Gesicht mit einer ruhmvollen aber schrecklichen Narbe vom Krimkriege her geziert war, genoß in Paris große Beliebtheit.

„Versuchen Sie's, mein General, das Eindringen des Pöbels zu verhindern, bis die Kaiserin den Palast verlassen hat,“ fügte Herr von Castelbajac hinzu.

Der alte General eilte hinaus, und ließ vor Allem die kaiserliche Standarte entfernen. Dann trat er der Menge auf der Gartenseite entgegen und begann mit ihr

zu verhandeln, und als seine Stimme endlich durchdrang, stieg er auf einen Stuhl.

„Die Kaiserin hat die Tuilerien verlassen," rief er; „Ihr seid Franzosen und werdet Euch nicht dadurch entehren wollen, daß Ihr eine unglückliche Frau beschimpft. Also keine Unordnung! Zurück!"

Seine Stimme hielt für einen Augenblick den Andrang auf. Bald aber wich das schwache Gitter des Gartens der Menge, diese drang hinaus und rannte vorwärts über die Anlagen hinweg, die Herren Sarcey und Armand Gouzien an der Spitze. Graf von Lafferrière erkannte Herrn Sarcey vom Fenster aus und rief ihn entrüstet an, — ein Duell war die Folge davon.

Nachdem Alle das Lebewohl der Kaiserin empfangen hatten, verließ Jedermann den Palast.

Frau von Bourgoing ging zusammen mit der Marschallin Canrobert, die man zwingen wollte, die Tricolore, welche ihre Leute als Cocarde trugen, zu entfernen. Sie weigerte sich, aber kam, von der Menge umringt, ohne Schwierigkeiten über die Rue de Rivoli.

Frau von Bourgoing begab sich direct in den Industriepalast, um ihre Arbeiten bei der Verwaltung des Leinens der „Gesellschaft zur Hülfeleistung Verwundeter" wieder aufzunehmen. Als sie in den Champs Elysées ankam, wo Alles im seltsamen Contrast in größter Ruhe lag, sah sie, daß das Theater de Guignol ganz friedlich vor seinem gewöhnlichen Publicum eine Vorstellung gab, und sie begegnete mehreren Modedamen in ihren leichten Wagen, die den Vorübergehenden zulächelten . . . .

Die ganze revolutionäre Bewegung concentrirte sich um die Deputirtenkammer und um die Tuilerien, wohin

die Empörer sich drängten, um einen Conflict herauszufordern, denn die Rädelsführer glaubten, daß die Pariser ihnen williger nach einem ersten Erfolge gehorchen würden.

Indeß konnten weder die Gräfin Aguado noch Frau von Poëze sich entschließen, von der Kaiserin zu scheiden. Sie folgten ihr und blieben bei ihr, während Ihre Majestät in Eile einen Hut, einen dichten Schleier und einen Reisemantel anlegte.

Auf einem Tische stand ein Tablet mit dem noch unberührten Frühstück, denn die Kaiserin hatte den ganzen Tag noch nichts zu sich genommen. Die Damen flehten sie an, nicht so abzureisen, und Frau von Poëze stellte ihr vor, wie nöthig sie ihre Kräfte brauchen würde und daß sie sich eine Krankheit aus Schwäche zuziehen müßte.

Die Kaiserin nahm hierauf ein Stück Weißbrot, von dem sie in Eile ein paar Bissen aß, — dann warf sie einen letzten Blick um sich, auf ihr trautes home, das sie nicht wiedersehen sollte. Unter den verstreuten Papieren bemerkte sie die verhängnißvolle Depesche, in welcher der Kaiser ihr die Niederlage und seine Gefangennahme meldete. Diese raffte sie auf, dann aber besann sie sich eines Andern.

„Nein,“ sagte sie, „es wird besser sein, wenn man sie hier findet!“ — und legte das Blatt recht augenscheinlich auf ihren Schreibtisch.

Dann nach einer letzten Umarmung trennte sie sich von Gräfin Aguado und Frau von Poëze, die ihr bis zur letzten Minute beigestanden hatten und begab sich, gefolgt von Frau Lebreton, dem Fürsten Metternich, dem Cavalier Nigra, dem Admiral Jurien de la Gravière, Herrn Conti, dem Cabinetschef des Kaisers, der allzeit unter diesen Verhältnissen ein Muster an Ergebenheit gewesen ist und

einem Ordonnanzoffizier durch ihre Privatgemächer über die Treppe nach dem Erdgeschoß, um von da die Auffahrt des Kaiserlichen Prinzen, rechts im Tuilerienhofe, zu betreten.

Hier stand ein kleines Coupé, der Brougham des Adjutanten vom Dienst, mit dem Kutscher auf dem Bock, wie gewöhnlich wartend um auf den ersten Wink bereit zu sein. Man wollte ihn schon anrufen, als Fürst Metternich bemerkte, daß die Tricolore und die Kaiserliche Krone auf den Wagenschlägen die Aufmerksamkeit erregen würden.

„Mein Wagen wartet auf dem Quai," sagte er. „Es wäre besser, ihn vorfahren zu lassen. Es ist ein Wagen ohne Wappen mit einem Schimmel bespannt," fügte er hinzu, als der Ordonnanzoffizier sich erbot, ihn zu holen.

Der Offizier eilte davon, und die Kaiserin nahm, umgeben von den genannten Personen, im Vestibül Platz, um zu warten.

Indeß hatte der Offizier schnell die fast sechszig Meter lange Strecke von dem Schlosse bis zu dem Gitterthor zurückgelegt. Im Augenblicke aber, als es sich öffnete, um ihn durchzulassen, stürzte ein Haufen Meuterer durch die fünf großen Thore des Louvre auf den Carousselplatz mit wüstem Gebrüll, Gesängen und Drohungen. Da ihm jeder Weg abgeschnitten war, eilte der Offizier im Laufschritt zurück, um zu verhindern, daß die Kaiserin sich nicht nach dieser Richtung hinauswagte, und während er die Auffahrt des Kaiserlichen Prinzen erreichte, hatte die lärmende Menge sich schon gegen die Zäune gestürzt und begonnen, sie unter Geschrei niederzureißen.

In wenig Worten war die Lage erklärt, worauf Admiral Jurien allein der Menge entgegentrat, um durch Verhandeln mit derselben Zeit zu gewinnen. Das eiserne Gitter hielt trotz des heftigen Anpralls noch Stand.

Ein Posten von Chasseurs, den ein Sergeant commandirte, sah den Admiral allein in Uniform dem Pöbel gegenübertreten, und stellte sich zu seinem Schutze neben ihn.

„Die Kaiserin hat die Tuilerien verlassen," rief der Admiral den Anstürmenden entgegen. „Ihr könnt Euch also unnütze Gewaltthaten ersparen." —

In diesem Augenblick kam ein Trupp Nationalgarden herbei, um die Chasseurs zu unterstützen und der denselben commandirende Offizier stellte sich mit großem Muth und Ehrerbietung unter die Befehle des Admirals.

„Verhindern Sie nur, daß dieser Zaun zerstört wird, damit nicht Alles von oben nach unten gekehrt werden kann," sagte der Admiral. „Die Kaiserin ist nicht mehr im Palast." —

„Sie können auf uns zählen," erwiderten die braven Leute, die zunächst zu unterhandeln versuchten, aber man wollte nicht auf sie hören. Nun machten sie das Gitter mit Kolbenschlägen frei und der Pöbel wälzte sich nach einem anderen Eingange. Der Admiral eilte in Hast zurück, fand aber die Kaiserin nicht mehr vor.

Die Nachricht ihrer Abreise hatte sich inzwischen fortgepflanzt unter dem zornigen Gebrüll der Menge, die stets mit einem Schlage da ist in den Tagen der Trauer und der Gewalt. Zwei Männer erkletterten die beiden Statuen, welche den Gittern als Säulen dienen und mit ihrer Unbeweglichkeit auf die wüthende Bande herabsahen

— die Gerechtigkeit mit der Wage und das Gesetz mit dem Schwert.

Admiral Jurien traf den General Lepic, welcher seine Uniform mit Civilkleidung vertauscht hatte, und hörte von diesem, daß die Kaiserin wieder hinaufgegangen sei, um einen anderen Ausgang, durch welchen sie die Tuilerien verlassen konnte, zu suchen. Auch einige Diener bereiteten sich vor, zu gehen, indem sie auf den ausdrücklichen Befehl der Kaiserin ihre Livreen zurückließen. All' diese Zwischenfälle folgten einander schneller, als man sie beschreiben kann.

Als die Kaiserin den Menschenstrom sich gegen die Tuilerien wälzen sah, entschloß sie sich, wieder nach oben zu gehen, um durch das Louvre den Ausgang auf den Platz St. Germain d'Auxerrois zu erreichen.

Der ganze linke Flügel der Tuilerien war mit den Privatgemächern der Kaiserin verbunden, aber in der Richtung des Theatersaales sehr vernachlässigt. Es war dafür eine Instandsetzung geplant, da der Haushalt des Kaiserlichen Prinzen in dem großen Pavillon am Ufer, der mit dem Hauptgebäude in Verbindung gebracht werden mußte, untergebracht werden sollte. Die vorher liegenden Räume zeigten schon die Spuren der begonnenen Arbeiten.

Die Kaiserin wandte sich nach dem Staatssaale und durcheilte ihn als eine Flüchtige, den sie kurze Zeit vorher zwischen ihrem Gatten und ihrem Sohne durchschritten hatte, um sich umgeben von einem glänzenden Gefolge zu der Galasitzung zu begeben, in welcher man dem Kaiser das Ergebniß eines siegreichen Peblíscits überreicht hatte.

Die Zugänge des Staatssaales waren noch mit Arbeitermaterial angefüllt, durch das man sich erst einen Weg bahnen mußte. Der Saal wurde passirt, aber der

Eingang zum Museum war verschlossen und man mußte erst anklopfen, um die Aufmerksamkeit der Galeriediener zu erregen. Es war jedoch nichts zu hören, als der Lärm draußen. Aber zum Glück eilte Herr Thalin, der Schatzmeister des Kaisers, der erfahren hatte, welchen Ausgang die Kaiserin gesucht, mit einem Hauptschlüssel herbei, der alle Thüren öffnete, und man betrat mit Hülfe desselben die Gemäldegalerie. Dort nahm die Kaiserin Abschied von Herrn Conti und dem Ordonnanzoffizier, der sie zu verlassen zögerte, aber man machte ihm klar, daß zuviel Personen sicher die Aufmerksamkeit auf sich lenken mußten, und Ihre Majestät bemerkte jetzt erst, daß der Offizier noch seine glänzende blaue Uniform mit silbernen Fangschnüren barg. Sie nahm ihm das Versprechen ab, sich nicht in derselben herauszuwagen. Nun durchschritt man die Gemäldegalerieen und stieg die Treppe zum assyrischen Museum herab.

Jetzt hatte Ihre Majestät nur noch den Fürsten Metternich, dessen Arm sie nahm, Herrn Nigra und Frau Lebreton bei sich. Sie beabsichtigte mit diesen durch das Thor, das nach dem Platze St. Germain l'Auxerrois hinausging, den Palast zu verlassen, aber noch hielten die Meuterer die Pforten besetzt und alle Ausgänge waren abgeschnitten. Da wälzte sich ein Strom gegen die Kirche und der Platz wurde für einen Augenblick geräumt. Diesen benutzten die Flüchtigen, um das Louvre zu verlassen.

Fürst Metternich und Cavaliere Nigra eilten nun, einen Wagen zu suchen, denn man durfte nicht darauf hoffen, dem Wagen des Fürsten zu begegnen, der weiter oben auf dem Quai wartete. Inzwischen aber kam der Pöbel zurück und die zwei allein stehenden Frauen konnten

bemerkt werden. Da kam ein Fiacre zufällig vorbei, den Madame Lebreton anrief, der Kaiserin einsteigen half und dem Kutscher befahl, zu ihrem Freunde, dem Staatsrath Besson zu fahren. Als der Wagen sich in Bewegung setzte, schrie ein Gamin: „Halt! die Kaiserin!"

Seine Stimme wurde zum Glück vor dem Tumulte nicht gehört und der Fiacre wandte sich nach der Rue de Rivoli, um zum Boulevard Hausmann zu gelangen. Herr Besson aber war nicht zu Hause, da er sich nach den Tuilerien begeben hatte, um die Befehle der Kaiserin entgegenzunehmen. Frau Lebreton fürchtete die Aufmerksamkeit der Dienstboten zu erregen, wenn sie während der Abwesenheit ihres Herrn bei demselben eintraten und gab deshalb Befehl, nach der Rue de Wagram zu dem Marquis von Piennes zu fahren. Auch dieser war nicht zu Hause und seit dem Ueberfall der Tuilerien noch nicht zurückgekehrt. Was war da zu machen?

Nach dem Innern von Paris zurückzukehren, schien gefährlich, und so überlegte man, auf wen wohl in den Vorstädten zu rechnen wäre. Da fiel Frau Lebreton der Doctor Evans ein, dessen Wohnung in der Avenue der Kaiserin lag. Er war Amerikaner, und es hatte etwas für sich, sich an einen Ausländer zu wenden, dessen Nationalität ihn vor gewissen Verantwortlichkeiten schützte. Nachdem diese Entscheidung getroffen war, langte die Kaiserin glücklich bei Herrn Evans an, den sie auch zu Hause traf.

Hier fand die unglückliche, von so viel Aufregungen und Qualen ganz gebrochene Monarchin alle mögliche Sorgfalt, Ehrerbietung und Ergebenheit. Der Doctor übernahm ohne zu zögern, die Aufgabe, der Rettung der Kaiserin, die sich ihm in einem derartigen Augenblicke

anvertraute, und bat Ihre Majestät nur, sich etwas Ruhe zu gönnen, während welcher Zeit er sich mit den Vorbereitungen zur Flucht beschäftigen wolle.

Die Kaiserin verfiel nun, von all' diesen entsetzlichen Seelenschmerzen und Mißgeschick überwältigt, in eine Art von äußerster Entkräftung, in der die Natur sich an dem Schmerze rächt, aber ein unruhiger Schlaf verschaffte ihr ein wenig Stärkung. — —

Der Graf und die Gräfin Aguado hatten ihren Wagen noch vor dem Ueberfall des Carousselplatzes erreicht; die Letzte, die den Palast verließ, war die Gräfin von Poëze. Nachdem sie die Kaiserin sich hatte entfernen sehen, war sie in den Saal des Ehrendienstes zurückgekehrt, um ihren Hut aufzusetzen. Dabei hatte sie noch so viel Kaltblütigkeit bewahrt, um in dem Möbel, in welchem wir unsere Arbeiten und andere Gegenstände aufbewahrten, nachzusehen, ob nichts vergessen worden war. Sie fand noch einen goldenen Fingerhut und mein Meßbuch vor, einen dicken Band, den ich einige Tage vorher dorthin gelegt hatte. Mit diesem großen Buche belud sie sich und machte sich dann, begleitet von den Herren de Cossé-Brissac, de Laferrière und de Castelbajac selbst auf den Weg.

Im Salon der Huissiers saß Vignet auf seinem Posten, wie gewöhnlich gekleidet in seiner kastanienbraunen Livrée mit schwarzseidenen Strümpfen und Cülotten.

„Die Kaiserin ist fort, gehen Sie auch," sagte Frau von Poëze zu ihm.

„Der Pöbel wird sicher hier eindringen. Lassen Sie aber Ihren Dienstanzug zurück, die Kaiserin hat es befohlen."

Vignet überreichte hierauf dem Grafen von Cossé Brissac das Buch, in welches die Audienzen eingetragen wurden, und fragte, was damit geschehen sollte. Es war dies ein großer Band und Herr von Brissac riß die beschriebenen Blätter heraus und steckte sie zu sich, um die Namen derer, die empfangen worden waren, nicht zurückzulassen.

Oben an der Treppe zu den Privatgemächern der Kaiserin stand ein Posten der Hundertgarde, unbeweglich, wie an Galatagen. Auch diesem sagte Frau von Poëze, daß die Kaiserin abgereist sei und er sich entfernen dürfe.

„Ist kein Mensch mehr in jenen Räumen?“ fragte der Soldat.

„Niemand!“ war die Antwort.

Da schlug der Mann mit dem Kolben seines Gewehres auf den Fußboden auf, daß es ein prächtiges Echo unter der Wölbung wachrief, dann stellte er seine Waffe methodisch in der Fensternische auf, wie er gewöhnlich that, wenn die Wache ihn abzulösen kam, und folgte den Herabschreitenden.

Währenddem füllte sich der Privatgarten mit Menschen, das Thor zum Uhrenpavillon war erstürmt worden. Der über diesen leichten Sieg erstaunte Pöbel fürchtete einen Hinterhalt und zögerte deshalb noch, in den Palast einzudringen.

Frau von Poëze befand sich daher, als sie heraustrat, mitten im Gedränge; sie schlug ihren Schleier zurück und Alles umringte sie voll Neugierde.

„Das ist nicht die Kaiserin,“ rief man und ließ sie passiren.

Indessen tummelte General Trochu sein Pferd inmitten der Menschenmenge, indem er den Deputirten folgte, welche die Republik im Stadthause auszurufen gingen. Dort ließ er sich den Titel „Präsident der Regierung zur Landesvertheidigung" zuerkennen, indem er ohne Zaudern und ohne die Nation zu befragen, also an die Stelle der Regierung trat, von welcher er den Auftrag angenommen hatte, sie zu stützen und zu vertheidigen.

Gegen fünf Uhr ging eine Art von Aufzug, bestehend aus drei- bis vierhundert Leuten über einen Theil der Elyséeischen Felder.

Das war der neue Minister des Innern, Herr Gambetta, der sich nach dem Bauveau-Platze begab, um von dem Ministerium Besitz zu ergreifen und fand dort noch zwei Schreiber des Herrn Chevreau vor, die ihren Posten nicht verlassen hatten.

Herr Gambetta, der von mehreren Mitgliedern der Regierung zur Landesvertheidigung begleitet war, nahm das Wort und begehrte, in das Cabinet des Ministers eingeführt zu werden. Die Schreiber zeigten ihm den Weg, er trat ein, setzte sich an den Schreibtisch des Herrn Chevreau und schrie der ihm folgenden Menge zu:

„So? Ich glaubte, Ihr wolltet mich arbeiten lassen. Nun, bitte, geht!" —

Und das gehorsame Volk zog sich zurück, damit Herr Gambetta seine ersten Anordnungen treffen konnte. Indeß unterhielt sich Herr Ernst Picard mit einem der Schreiber des Herrn Chevreau, den er persönlich kannte.

„Man muß zugestehen, daß die Regierung recht ungeschickt war," meinte er, „wenn die Kaiserin die Regentschaft

diese Nacht niedergelegt hätte, wären wir so leicht nicht hergekommen.“ —

Dies Gespräch wurde unterbrochen, indem man Herrn Picard benachrichtigte, daß der Pöbel die Adler herabreißen wolle, welche die Fassade des Ministeriums schmückten und daß man durch das Herabfallen dieser sehr schweren Ornamente Unglücksfälle befürchtete.

„Sagen Sie den Leuten, daß ihr Beginnen ebenso dumm wie gefährlich ist,“ erwiderte Herr Picard. „Und wenn sie trotzdem darauf bestehen, dann um so schlimmer für sie! Man lasse sie also. Ein paar Galgenvögel, wie sie es sind, weniger, wird für die Menschheit kein großer Verlust sein!“ —

Inzwischen wurden die Adler schon mit Gewalt verstümmelt, und am Abend war Paris illuminirt, als ob man die Preußen geschlagen hätte.

Am anderen Morgen, den 5. September, verließ die Kaiserin Paris. Von Relais zu Relais erreichte sie Deauville am Abend des 6. September, und auf die dringenden Bitten des Herrn Evans übernahm es Sir John Burgoyne die Kaiserin auf seiner Lustjacht „La Gazelle“ nach England zu befördern.

Da die Einschiffung nicht bei Tage vor sich gehen konnte, fand sie um Mitternacht statt, um kein Aufsehen zu erregen. Am anderen Morgen früh 7 Uhr wnrden die Anker gelichtet, und die Kaiserin verließ das Gestade Frankreichs. Während der Ueberfahrt kam ein unerhört heftiger Sturm, und das kaum fünfzehn Meter lange Fahrzeug, das eben nur Vergnügungsausflügen zu dienen hatte, war nicht dazu geschaffen, dem Unwetter Widerstand

zu bieten, so daß es zwanzig Mal in Gefahr schwebte, zu sinken.

„Das kleine Schiff tanzte auf den Wellen wie ein Kork," erzählte mir die Kaiserin, als ich sie in England wiedersah.

„Ich glaubte uns verloren, aber der Tod inmitten dieses Sturmes schien mir süß und beneidenswerth; mir träumte, daß ich verschwinden würde, da Niemand ahnte, welchen Weg ich nach England genommen hatte, es keine Seele wüßte, was aus mir geworden ist. Ein undurchdringliches Geheimniß hätte dann das Ende meines Geschickes umhüllt." —

---

## Elftes Capitel.

Am 29. August war ich noch bei der Kaiserin gewesen. Die Vorbereitungen zur Belagerung schritten vor, und die Märsche des Feindes ließen es als sicher voraussehen, daß die Blokade von Paris nahe bevorstand. Ihre Majestät redete mir zu, die letzten Tage zu benutzen, während denen man noch frei ein- und ausgehen konnte, um Herrn Carette vor einer ganz unabsehbaren Trennung wiederzusehen. Dennoch zögerte ich, mich auch nur auf wenige Tage zu entfernen, aber die Kaiserin gab mir die Versicherung, daß sie mich zurückrufen würde für den Fall, daß die Verbindungen abgeschnitten zu werden drohten.

Ich langte also in meiner Aisne-Heimat an — das Land war öde und verlassen, denn die Feldarbeiten waren vor Kurzem unterbrochen worden, und das in einer Zeit, wo sie sonst so lebhaft betrieben wurden. Ueberall flohen diese bethörten Leute; man begegnete auf den Landstraßen nichts als elenden Fuhrwerken, beladen mit Frauen und zusammengepferchten Kindern im Durcheinander mit armseligem Mobiliar und einigen Säcken voll Getreide. Traurig aussehendes Vieh, das man der Habsucht des Feindes entziehen wollte, folgte an Stricken nachgezerrt, denn je

ärmer man ist, desto mehr hängt man an seinen Gütern. Nichts konnte unheimlicher sein und betrübender, als inmitten unserer lachenden, so friedlich scheinenden Gefilde diese kopflose Furcht, diese endlose und trostlose Flucht der Bevölkerung mitanzusehen.

Wir hatten bei uns ein Lazareth errichtet, in welchem der Landarzt, ein Priester und ein paar selbstlose Frauen bereit waren, die Verwundeten zu pflegen, die man uns anvertrauen würde.

Ich beschäftigte mich damit, all' die Vorbereitungen hierfür zu vervollständigen, und ohne Nachrichten, denn die Zeitungen brachten nur unbestimmte Gerüchte, von denen ich wußte, daß man ihnen nicht trauen konnte, erwartete ich das Zeichen von der Kaiserin, das mich zu ihr zurückrief.

Sonntag den 4. September frühstückten wir mit dem Kaplan zusammen, der in der Kapelle von Nogent immer zu celebriren pflegte, und besprachen unsere düsteren Vorahnungen, als ich durch das Fenster des Eßzimmers einen jungen Mann ankommen sah, der bei Herrn Carette als Werkführer angestellt und jetzt bei der Mobilgarde in Soissons war. Ich gab Befehl, ihn unverzüglich hereinzuführen, da ich glauben konnte, daß er Nachrichten brachte.

„Die Armee hat bei Sedan capitulirt — der Kaiser ist gefangen," sagte er im Eintreten.

Hätte der Blitz mich getroffen, es hätte mich nicht mehr erschüttern können. Ich hatte mich erhoben und fiel nun besinnungslos zurück, aber bald erlangte ich mein Bewußtsein wieder und dachte nur daran, zu der Kaiserin zu gelangen. Da Alles, was ich brauchen konnte, in Paris war, so nahm man sogleich einen Wagen, der mich auf den Bahnhof von Chauny brachte, begleitet von Herrn

Carette, den seine Amtsthätigkeit als Maire und Conseiller général zurückhielt und sich deshalb nur bis zur Bahn mit mir entfernen konnte.

In Chauny hatte man Telegramme erhalten, welche die Proclamirung der Republik meldeten.

Nun wollte Herr Carette mich nicht allein reisen lassen und beschloß, mich nach Paris zu begleiten. Der Bahndienst war unterbrochen worden und wir waren genöthigt, stundenlang zu warten, da die Bahnlinien durch ununterbrochen passirende Züge versperrt waren, welche nach Norden hinauf oder nach Paris hinunter gingen und mit aller Art von Proviant und Munition beladen waren.

Endlich um neun Uhr Abends ward ein Personenzug gemeldet und wir beeilten uns, einen der wenigen Waggons in denen noch Platz war, zu besteigen. Hier trafen wir aus Sedan entwichene Offiziere vor, und mir gegenüber saß ein Artillerie-Oberst, der den Arm in der Binde trug, weshalb ich ihn fragte, ob er verwundet sei und woher er käme.

„Von Sedan," erwiderte er. „Wir sind geschlagen. Ich bin leicht genug verwundet worden, um entfliehen zu können und bin zwei Tage auf einer Farm geblieben, von wo man mich auf den nächsten Bahnhof, in einem Heuwagen versteckt, gebracht hat. Jetzt gehe ich nach Paris, um mich dem Kriegsminister zur Verfügung zu stellen."

„Und Ihre Leute? Ihre Geschütze?" fragte ich.

„Ach, Madame," entgegnete er, indem Thränen ihm in die Augen traten, „meine armen, tapferen Kanoniere — Alle sind sie dahin. Wir haben keine Soldaten und keine Geschütze mehr."

„Und der Kaiser?"

„O, der Kaiser!“ gab er mit erhobenem Kopfe zur Antwort. „Ich habe den Kaiser von fern gesehen, in der Richtung von Bazeilles, mitten im Feuer, — ich glaube gern, daß er den Tod darin gesucht! Ich habe erfahren, daß er gefangen ist — das ist schlimm für ihn. Ich habe meine ganze Ausrüstung, meine Pferde und meine Feldkoffer verloren und besitze nichts weiter, als die zerlumpten Kleider, die ich auf dem Leibe habe.“

Die anderen, düster und gereizt aussehenden Offiziere schwiegen.

Die meisten von ihnen trugen als bizarre Kopfbedeckung ihre Capuchons. Auch sie waren entflohen. Ein Offizier der Militärverwaltung hatte nicht einmal einen Mantel mehr und man sah die Hemdärmel durch seinen wasserdichten Rock leuchten.

In einer Ecke saß ein ganz junger Mensch, ein Liniensergeant, dessen Kopf ganz in Binden gehüllt war, unbeweglich und so bleich, daß er ohnmächtig schien. Als der Zug einmal anhielt, ging ich an ihn heran und fragte, ob er Schmerzen habe und ob ich nichts zur Erleichterung derselben thun könnte.

Ohne die Augen zu öffnen, antwortete er mir mit einem letzten Wuthausbruch, man möchte ihn in Ruhe lassen, denn wenn er wie ein Hund verrecken müßte, so wäre das die Schuld der Räuberbande von Generälen, welche die Armee verrathen und verkauft hätten.

Darauf verstummten wir Alle und der Zug setzte seinen Weg fort, jeden Augenblick haltend, um Andere vorüberzulassen.

Um 3 Uhr Morgens kamen wir nach Chantilly, auf dessen Bahnsteig mein Mann Herrn Corbin erkannte, einen

früheren Aisne-Präfecten, der auf- und ab ging und zu warten schien. Er war mit einer Nichte und Erbin der Frau von Feuchères vermählt und bewohnte das schöne Schloß Bourgfontaine in der Umgegend von Chantilly. Beide unterhielten Beziehungen mit den Prinzen des Hauses Orléans.

Da stiegen zwei tief in ihre Mäntel gehüllte Reisende aus dem Zuge, denen sich Herr Corbin anschloß und sich schnell mit ihnen entfernte. Herr Carette machte mich aufmerksam darauf, denn er glaubte, in dem Einen S. Hoheit den Herzog von Aumale erkannt zu haben. Der Zug, in welchem wir saßen, kam aus Belgien, und wir haben später erfahren, daß der Herzog von Aumale wirklich nach Frankreich zurückgekehrt war, als dort die Republik erklärt wurde.

Wir langten gegen 6 Uhr morgens in Paris an, nachdem wir 9 Stunden für eine Fahrt gebraucht, welche sonst kaum 2—3 Stunden in Anspruch nimmt.

Ein alter Bahnbeamter, ehemaliger Soldat, für den ich einmal irgend eine kleine Gunst erlangt hatte, erkannte mich sogleich und kam an mich heran.

„Welch ein Unglück," sagte er, „Napoleon gefangen, und diese Sch . . . . . . . . . haben die Republik erklärt. Aber das wird nicht von Dauer sein!"

Ich fragte ihn, ob er wüßte, was aus der Kaiserin geworden wäre, doch er hatte keine Ahnung.

Paris hatte in dieser frühen Morgenstunde sein gewohntes Aussehen. Trupps von Straßenkehrern bevölkerten es, an dem Bahnhof standen alte, schlechtbespannte Droschken, die Reisenden weiterzubefördern, und von Strecke zu Strecke gingen Polizisten langsam auf und ab, die Hände in den Taschen ihrer Mäntel. Es schien ganz unmöglich, daß sich

hier am Vorabend erst solche große Ereignisse zugetragen haben sollten, und man empfand nichts als ein Erstaunen darüber. Ich ließ mich direct zu den Tuilerien fahren und konnte durch die geschlossenen Gitterthore in den verödeten Hof sehen, zu welchem mir der Eintritt verweigert wurde. Ich rief nach dem Thorschließer, der mich sogleich erkannte und durch das von einem Posten der Nationalgarde bewachte Gitter mit mir sprach.

„Wo ist die Kaiserin?“ fragte ich.

„Ihre Majestät ist gestern Nachmittags 3 Uhr mit dem Fürsten Metternich und dem italienischen Gesandten abgereist,“ war die Antwort, welcher der Mann noch hinzufügte, daß meine Freundin, die Gräfin Aguado die Tuilerien als eine der Letzten verlassen, und sich zweifellos zu der Kaiserin begeben habe.

Ich ließ mich also nach der Rue de l'Elysée zum Palais der Gräfin Aguado fahren, wo Alles hermetisch verschlossen war. Trotzdem öffnete man mir, und der Portier theilte mir, nachdem er mich eingelassen, sehr geheimnißvoll mit, daß der Vicomte und seine Gemahlin nach Belgien abgereist seien, um sich der Kaiserin anzuschließen, in deren Nähe sie sich niederzulassen gedächten. Aber alles das konnte mir nicht genügen und ich fuhr nach der Rue Jean-Goujon zu unserer Oberhofmeisterin, der Fürstin von Eßlingen, die mich sogleich empfing. Trotz der frühen Stunde war sie mit einer Sorgfalt gekleidet, als sollte sie zu Hofe gehen, und war damit beschäftigt, die Blumen einer prachtvollen Pendule von vieux Saxe in Watte zu verpacken. Ich warf mich weinend in ihre Arme, aber die Fürstin, die dem Kaiserlichen Hause sehr ergeben war und sehr an der Kaiserin hing, war viel ruhiger als ich.

„Wo ist die Kaiserin?“ fragte ich. „Ich will zu ihr, will meinen Dienst bei ihr wieder übernehmen!“ —

„Meine Liebe, es giebt keinen Hof und keinen Dienst mehr,“ erwiderte die Fürstin. „Von jetzt ab hat unser unglückliches Herrscherpaar nur noch ergebene Freunde um sich.“

„Aber dies ist doch nur ein Moment der Verwirrung, einer Krisis,“ rief ich. „Sobald der Friede geschlossen ist, wird das Volk mit seinen sieben Millionen Stimmen den Kaiser zurückrufen, und Alles wird wieder in Ordnung kommen!“ —

„Nein, glauben Sie mir, das sind nur Träume,“ entgegnete die Fürstin, „das Kaiserreich ist auf Jahre hin zerstört, und der Kaiser wird nicht mehr zur Regierung gelangen. Vielleicht kommt der Kaiserliche Prinz später dazu, und wenn es geschieht, so wird er es sein, der Alles in's Gleichgewicht zurückbringt. Jetzt aber werden wir Zeugen der gefährlichsten Thorheiten werden.“ —

Die Fürstin drückte mir noch ihren Schmerz darüber aus, die letzten Augenblicke der Abreise der Kaiserin nicht an der Seite derselben verlebt zu haben.

Seit der Rückkehr von St. Cloud hatte sich die Fürstin in ihrer großen, mit weißem Atlas gepolsterten Berline jeden Tag nach den Tuilerien begeben. Sie hielt ihre Stellung mit großer Würde aufrecht und hätte sich in einer einfacheren Equipage nicht gezeigt. Gestern noch hatte sie sich in gewohnter Weise auf den Weg gemacht und die Elysëeischen Felder ohne Hinderniß passirt, aber als sie die Quais erreichte, wurde ihr Wagen von der Menge angehalten, welche ihren Pferden beim Erkennen der Cocarde in die Zügel fiel und die Dienerschaft mißhandelte.

Außer Stande, sich durch den Pöbel einen Weg hindurchzubahnen, mußte die Fürstin sich inmitten der Drohungen und Flüche zurückziehen.

„Ich werde Frankreich verlassen, und dann sobald ich kann, zu der Kaiserin gehen," schloß sie ihre Erzählung.

Mir dünkte damals, es sei eine Schwäche über die Fürstin gekommen, die ihr Alter entschuldigen konnte, denn die Art, in welcher sie die Ereignisse aufnahm, schien mir die Folge eines kleinen Schwankens. Nun schien die Fürstin von Eßlingen bei dem ersten Eindruck ein wenig kalt, aber sie war doch eine vortreffliche Frau von Geist und richtigem Urtheil. Sie sah also die Dinge damals wie sie wirklich waren und auf meiner Seite waren nur die Illusionen.

Nachdem ich gehört hatte, daß die Gräfin Poëze bei der Kaiserin bis zum letzten Augenblick geblieben war, begab ich mich zu ihr, und sie erzählte mir wahrheitsgetreu, was sich in den Tuilerien zugetragen, so wie ich es wiederholt habe. Sie bestätigte mir, daß sie den Aufenthaltsort Ihrer Majestät nicht kenne, doch glaubte ich, sie handelte unter der Verpflichtung der Verschwiegenheit, daß sie mir gegenüber so geheimnißvoll that. In Wahrheit aber ahnte sie so wenig wie alle Welt, was sich wirklich zugetragen.

Wir trennten uns dann beruhigten Gemüthes, da wir annehmen durften, daß die Kaiserin durch die Dazwischenkunft der beiden Botschafter in Sicherheit war. In welcher Angst aber hätten wir geschwebt, hätten wir die Wahrheit auch nur geahnt!

An demselben Tage noch reiste ich nach Dieppe zu meinen Kindern ab. Ich rechnete darauf, dort Nachricht

vorzufinden, um mich mit den Kleinen, wenn möglich, zu der Kaiserin begeben zu können.

Herr Carette dachte nicht daran, sich in diesen schrecklichen Augenblicken von den Leuten zu trennen, in deren Mitte wir lebten. Die Preußen rückten näher, da wollte er nicht aus der Heimat fort und wir mußten uns trennen. Er eilte nach Nogent zurück, wo er dem Lande während der Dauer des Krieges und der achtzehnmonatlichen Occupation die größten Dienste leistete, denn trotz der Drohungen und der Gewaltthaten des Feindes und trotz der Ohnmacht ihrer Verwalter, weigerte sich seine Gemeinde beharrlich, den Preußen die Kriegscontribution zu zahlen, sodaß unsere Gemeinde eine der am meisten verschonten blieb.

Diese Haltung trug meinem Gatten sogar den officiellen Dank der Präfecturverwaltung der Landesvertheidigungsregierung ein.

Ich verblieb in Dieppe mehrere Tage in völliger Unwissenheit dessen, was aus der Kaiserin geworden war, trotzdem ich überall hin um Nachricht schrieb. Endlich hörte ich, daß Ihre Majestät sich mit dem Kaiserlichen Prinzen in Hastings befände.

Der Prinz und alle Personen aus der Umgebung der Kaiserin waren in Todesangst, da sie nur wußten, daß sie der Revolution wegen die Tuilerien verlassen mußte, doch sonst ohne jede Nachricht von ihr waren.

Die Herzogin von Mouchy kam aus Frankreich in Hastings an, um den Prinzen wiederzusehen, der nicht wußte, daß sie sich in England befand. Er glaubte in ihr von Weitem die Kaiserin zu erkennen und sprang ihr entgegen, doch als er seinen Irrthum gewahrte, war er so verzweifelt, daß Nichts ihn beruhigen konnte.

Endlich konnte die Yacht Sir John Burgoynes, trotz des Sturmes in den kleinen Hafen von Ryde einlaufen und von da kam die Kaiserin nach Hastings am 8. September, halbtodt vor Müdigkeit und Seelenschmerzen, entblößt von Allem, da sie ohne irgend welche Vorbereitung abgereist war und die Reise vier Tage gedauert hatte. Die Herzogin von Mouchy und die Fürstin Metternich mußten ihr Wäsche und Kleider leihen, bis man im Stande war, sich mit den unentbehrlichsten Dingen zu versehen.

Später, als Ihre Majestät sich in Chislehurst niederließ, fiel ihr ein, daß man in Arenenberg Kisten mit einer vollständigen Ausstattung aufbewahrte, welche der Königin Hortense gehört hatte und ließ dieselbe kommen. Es war dies die schönste, feinste und eleganteste Wäsche, die man sich denken kann, wie keine moderne Wäschefabrik heutzutage sie annähernd im Stande ist herzustellen und durch ein seltsames Zusammentreffen paßte der Kaiserin Alles genau.

Das letzte politische Telegramm, das die Regentin am 4. September in den Tuilerien empfing, kam von unserem Botschafter in St. Petersburg, dem General Fleury, der beim Ausbruch des Krieges gebeten hatte, ihn seines diplomatischen Amtes zu entheben, da er seine Stelle in der Armee einzunehmen wünschte.

General Fleury hatte bei dem Zaren, der ihn durch seine besondere Gunst und sein Vertrauen auszeichnete, eine ganz vortreffliche Stellung und hat nicht wenig dazu beigetragen, den peinlichen Eindruck zu verwischen, den das Pariser Attentat auf den russischen Kaiser im Jahre 1867 machen mußte.

Alexander II. bedauerte es lebhaft, daß unser Botschafter scheiden wollte und bat ihn, in Petersburg zu bleiben, indem er den General aufforderte, seinen Plan aufzugeben, da er dazu berufen schien, seinem Vaterlande große Dienste zu leisten, wenn die Hülfe Rußlands für Frankreich inmitten sich erhebender Conflicte von Nutzen werden sollte. In Folge dessen verblieb der General auf seinem Posten als Botschafter. Als er die Gefangennahme des Kaisers erfuhr, fragte er auf Veranlassung der Kaiserin an, in welcher Art uns die Intervention des Zaren hinsichtlich der Herbeiführung von Verhandlungen mit Preußen zugesichert werden könnte. Der russische Kaiser hatte die Anfrage günstig aufgenommen und hatte sich einem Einvernehmen geneigt erwiesen.

Dies war das Telegramm, worin General Fleury meldete, daß der Zar geneigt sei, Preußen die Einstellung der Feindseligkeiten anzurathen, dieselbe Depesche, deren die Kaiserin vor den Delegirten der Kammer am 4. September bei ihrer letzten Unterredung erwähnte.

Man hat dieses Telegramm bei der Uebernahme der Geschäfte der auswärtigen Angelegenheiten durch Herrn Jules Favre nicht wieder finden können, weshalb die Regierung der Landesvertheidigung die Existenz dieses Actenstückes abzuleugnen bemüht war.

Sei dem, wie ihm wolle, aber es steht fest, daß die Kaiserin sich sogleich nach ihrer Ankunft in England mit der Frage beschäftigte, welchen Vortheil man für die Interessen Frankreichs noch aus den Dispositionen des Zaren ziehen könnte.

Sie telegraphirte an General Fleury, um ihn zu veranlassen, die Verhandlungen in diesem Sinne fortzuführen

und entschloß sich dann zu einem directen Appell an den russischen Kaiser, an den sie folgendes Handschreiben sandte:

„Sire!

„Fern von meinem Vaterlande richte ich heute diese Zeilen an Eure Majestät. Vor wenig Tagen erst, als das Geschick Frankreichs noch in den Händen der von dem Kaiser eingesetzten Regierung lag, habe ich denselben Schritt gethan und dadurch in den Augen Eurer Majestät wie in denen Frankreichs vielleicht so geschienen, als zweifelte ich an den lebenden Kräften meines Landes.

„Die letzten Ereignisse haben mir meine Freiheit wiedergegeben und ich darf mich offen an Eure Majestät wenden. Aus den Berichten des Generals Fleury, unseres Botschafters, habe ich ersehen, daß Eure Majestät den Gedanken einer Zerstückelung Frankreichs von vorn herein verworfen haben.

„Das Geschick war gegen uns, der Kaiser ist gefangen und verleumdet worden, und eine andere Regierung hat die Aufgabe übernommen, welche Wir als Unsere Pflicht trachteten zu erfüllen. Ich bitte Eure Majestät daher, Ihren Einfluß aufzubieten, damit ein ehrenvoller und dauernder Friede im gegebenen Augenblicke geschlossen werde. Möchte Frankreich, unter wessen Regierung es auch immer stehe, bei Eurer Majestät stets dieselben Gefühle finden, welche Sie uns in diesen harten Prüfungen kundgegeben haben.

„In der Lage, in welcher ich mich befinde, kann Alles mißverstanden werden, daher bitte ich Eure Majestät, diesen Brief geheim zu halten, den Ihr großmüthiges Herz ver-

stehen wird und zu dem die Erinnerung an Ihre Anwesenheit in Paris mich veranlaßt hat.

Gezeichnet:

Eugenie."

Der Kaiser von Rußland erwiderte darauf, daß bei der veränderten politischen Lage Frankreichs seine Intervention nicht mehr denselben Erfolg haben könnte wie früher. Trotzdem aber verdanken wir es der Vermittlung Alexander II. und dem Drängen des General Fleury, daß die Begegnung von Ferrières am 15. September zu Stande kam.

Im Auslande betrachtete man die Fortsetzung des Krieges als ein Fehler Frankreichs; auch hatte die Haltung Jules Favres, der die Verhandlungen abbrach, alle anderen Mächte gegen uns eingenommen.

General Fleury legte nach dem 4. September seine Vollmachten in die Hände des ersten französischen Gesandtschafts-Secretairs in St. Petersburg, Herrn von Gabriac und suchte nur noch, so weit er es im Stande war, die günstige Geneigtheit des russischen Kaisers, zu dem er sich in's Lager von Czarskoje-Sselo begab, für Frankreich zu erhalten.

In den darüber gepflogenen Gesprächen, die keinen officiellen Charakter mehr hatten, da der General sein Amt niedergelegt, verhehlte Alexander II. seine düsteren Ahnungen nicht, die ihn die Vermessenheit einflößte, mit welcher die Häupter der neuen Regierung einen für das Land verzweifelten Krieg fortführten ohne Armee und mit zum größten Theile vernichteter Bewaffnung. Man fand bei denen, die wir dereinst geschlagen, daß das Unheil der

Niederlage für uns nicht größer sein könnte als für andere Völker, und daß wir nachgeben müßten, wie Andere vor uns nachgegeben haben.

„Auch Frankreich sollte die Niederlage über sich ergehen lassen,“ hatte der Zar gesagt. „Während einer Epoche von mehr als zwanzig Jahren sind die meisten der europäischen Großmächte von schweren Schicksalsschlägen getroffen worden, aber die Nationen haben sich ihnen unterworfen, weil sie sich um ihre Herrscher schaaren. Und sie haben sich deshalb auch wieder aufgerichtet. Warum also kann Frankreich nicht erdulden, was wir Alle erdulden mußten? Mein Vater, der Kaiser Nicolaus, hat nach Sebastopol Frieden schließen müssen, der Kaiser von Oesterreich nach Solferino und Sadowa. Und hat der Prager Frieden nicht erst neuerdings viele Wunden bluten lassen? Ist es nicht auch eine Ehre, sich besiegt zu bekennen, wenn der Krieg nunmehr eine ungeheure Thorheit geworden ist? Was können Sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen, unter einer Regierung ohne Vollmacht, wo Sie mit dem Feinde im Herzen des Landes an Stelle der gefangenen Truppen eine neue Armee erst schaffen müssen, was können Sie da noch erwarten? Sie können den Kampf nur um den Preis Ihrer eigenen Interessen fortsetzen. Mit dem Feinde, der Frankreich gegenübersteht, kann es vielleicht noch ringen, ihn besiegen kann es nicht mehr! Die Forderungen Preußens werden sich mit Ihrem Unglück vermehren und mit den Opfern, die es sich selbst auferlegt, um den Kampf fortzuführen. Sie erschöpfen das Land, und abgesehen von dem unnütz vergossenen Blute schaffen Sie sich nur unabsehbare Ruinen und Unruhen. Es giebt eine noch stärkere Macht, als den menschlichen Willen.

Möchte Ihr Nationalstolz sich beugen und Sie Frieden schließen lassen so bald als möglich."

Die gleichen Rathschläge konnte Herr Thiers auf seiner ganzen Pilgerfahrt um die Höfe von ganz Europa ernten. Da er am 15. September bei der Zusammenkunft von Ferrières nicht anwesend war, so wurde es ihm später unmöglich, diese zu der seinen gemachten Ansicht durchdringen zu lassen, als er in einen neuen Versuch zu einem Vergleich mit Preußen am 31. October verwickelt wurde.

Als Herr Thiers behufs seiner Touren durch Europa zum Zweck der Neuerweckung französischer Sympathien von Paris abreiste, begab er sich vor Allem geraden Wegs nach Rußland.

Man hat behauptet, daß der ehemalige Minister der Juli-Regierung einen Platz unter den Mitgliedern einer Regierung, die ihm nur von ephemerer Dauer dünkte, nicht habe annehmen wollen und es vorgezogen habe, sich lieber zu entfernen, um sich die Zukunft vorzubehalten. Sei dem wie ihm wolle, Herr Thiers ließ sich bei seiner Ankunft in St. Petersburg zur französischen Botschaft fahren, wo er mit recht kleinem Gepäck anlangte, und sehr höflich wieder herauscomplimentirt wurde. Denn wirklich war die Wohnung, die General Fleury inne hatte, nur für ihn selbst gemiethet worden und Herr Thiers mußte sich in ein Hôtel führen lassen.

Als unsere Botschafterin, die Gräfin Fleury, zu Czarskoje-Sjelo zur Abschiedsaudienz empfangen wurde, erzählte ihr die Kaiserin von Rußland tiefbewegt, daß der Zar einen an Edelmuth und Vaterlandsliebe bewunderns-werthen Brief von der Kaiserin Eugenie erhalten habe. Es war das oben angeführte Schreiben.

General Fleury verließ Ende September Rußland endgültig. Seine Familie ging nach der Schweiz, indeß er sich nach Wilhelmshöhe begab, denn man hatte ihn wissen lassen, daß er Frankreich nur unter der Strafe der Verhaftung betreten dürfe. So verlebte er die Zeit des Krieges theils in der Schweiz, theils bei dem Kaiser in Deutschland.

Hastings war ein elegantes und sehr besuchtes Seebad während der schönen Jahreszeit, deshalb litt die Kaiserin unter dem weltlichen Getriebe, das sich um sie entfaltete, sehr, und sie wünschte sich deshalb für diese Zeit in der Umgebung Londons auf dem Lande niederzulassen. Man suchte deshalb einen zurückgezogenen Wohnsitz nach ihren Wünschen, denen Mr. Strode, ein sehr reicher Engländer, der dem Kaiser von früher her bekannt war, dadurch entgegenkam, daß er Ihrer Majestät sein Landhaus Camden bei Chislehurst anbot. Einer der bei dem kaiserlichen Prinzen gebliebenen Offiziere ging hin um zu sehen, ob es für die Kaiserin passend sei und fand ein großes, von einem traurig aussehenden Park umgebenes Schloß, das aber bequem und behaglich zugleich war. Mr. Strode wollte es der Kaiserin zur Verfügung stellen, aber der Adjutant des Prinzen gab ihm zu verstehen, daß Ihre Majestät dies nicht annehmen würde, sondern zu miethen wünschte.

„O, ich will das Haus ja auch nur vermiethen," meinte Mr. Strode.

„Die Kaiserin hat aber nicht die Absicht, sich so großartig niederzulassen," erwiderte der Adjutant. „Dieses Schloß aber wird einen viel höheren Miethzins beanspruchen, als man mir anzulegen erlaubt hat."

„Wieviel wünscht die Kaiserin zu geben?"

Der Offizier nannte eine ziemlich mäßige Summe.

„Das ist genau so viel, als ich fordern wollte,“ entgegnete Mr. Strode.

Die Angelegenheit wurde nun dahin geordnet, daß die Kaiserin um den 20. September in Chislehurst eintreffen und in jenes verhängnißvolle Haus einziehen sollte, das sie nur kurze Zeit zu bewohnen gedachte, wo sie aber so viel Thränen vergießen und ihr Herz unter dem furchtbarsten Schmerze, den ein Mutterherz treffen konnte, brechen sollte.

Vor der Abreise von Hastings fiel aber etwas vor, was bis heute ein undurchdringliches Geheimniß geblieben ist und zu Vermuthungen Veranlassung gegeben hat, zu denen Niemand den Schlüssel erhalten konnte. Es erschien ein Franzose, den Niemand aus der Umgebung der Kaiserin kannte, Namens Régnier und erbat eine Audienz bei Ihrer Majestät, die jedoch nicht gewährt wurde, denn unter den kritischen Verhältnissen, unter denen die Monarchin sich befand, wurden alle Unbekannten vorsichtig vermieden. Dies entmuthigte Herrn Régnier aber nicht und er richtete es so ein, daß er dem kaiserlichen Prinzen auf einem der Spaziergänge, die derselbe in Begleitung seines Hofmeisters allein unternahm, begegnete und ihn anredete, um ihm zu sagen, daß er nach Wilhelmshöhe reisen wolle, um den Kaiser dort zu begrüßen. Er fragte den Prinzen sodann, ob dieser Seiner Majestät nicht ein Andenken von dem Lande, in dem er sich jetzt befinde, zu senden wünsche, und zog dabei eine Photographie der Ansicht von Hastings aus der Tasche. Der Prinz schrieb auf das Bild zwei Zeilen mit Bleistift und gab es dem Herrn Régnier zurück,

indem er ihm für die freundliche Absicht dankte, die ihn zu dem Kaiser hinführte.

Als die Kaiserin von dieser seltsamen Begegnung hörte, ward sie betroffen und telegraphirte sofort an den Kaiser, daß er keinen Werth darauf legen sollte, was eine Persönlichkeit ohne jeden Auftrag ihm zu Wilhelmshöhe auf Grund einer von dem Prinzen unterzeichneten Photographie mittheilen würde.

Aber Herr Régnier hatte gar nicht beabsichtigt, nach Wilhelmshöhe zu reisen. Zwei Tage später erschien er in Ferrières, wo er eine Audienz bei Herrn von Bismarck erlangte und ihm die von dem Prinzen unterzeichnete Photographie als ein Pfand für Unterhandlungen vorwies. Man hat niemals erfahren, welchen Beweggrund er dafür hatte, jedenfalls aber gab man ihm infolge dieser Audienz einen Passierschein für Metz, wo er zwei Tage darauf eintraf.

Dort drang er wieder, Dank der von dem Prinzen unterzeichneten Photographie bis zum Marschall Bazaine vor, bei dem er sich als einen Beauftragten der Kaiserin einführte, welche nach seiner Angabe im Einverständniß mit Preußen im Begriff stehe, den Frieden zu unterzeichnen. Dazu bedürfe Ihre Majestät durchaus eines Repräsentanten der Armee von Metz und fordere die unverzügliche Anwesenheit entweder des Marschalls Canrobert oder des Generals Bourbaki.

Letzterer erhielt darauf von dem Marschall Bazaine den Befehl, Herrn Régnier zu folgen und sich der Kaiserin zur Verfügung zu stellen. General Bourbaki war einer der Adjutanten des Kaisers und von erprobter Ergebenheit, trotzdem aber machte er einige Einwände, als er hörte,

daß er seine Truppen gerade jetzt verlassen sollte; Marschall Bazaine stellte ihm jedoch die gefahrvolle Lage der Armeen vor und redete ihm lebhaft zu, der Aufforderung der Kaiserin zu entsprechen, ja er gab sogar dem General, der nur Uniform besaß, Civilkleidung, um die Aufmerksamkeit der cernirenden preußischen Truppen nicht auf sich zu lenken.

General Bourbaki erbat sich nun genauere Instructionen.

„Sie haben nur das zu thun, was die Kaiserin Ihnen befehlen wird," erwiderte Marschall Bazaine.

Da General Bourbaki sicher war, daß man ihm nichts zumuthen würde, was seiner Vaterlandsliebe und seiner Soldatenehre zu nahe treten könnte, so reiste er mit Herrn Régnier ab, dessen von den deutschen Behörden ausgestellter Geleitschein für zwei Personen ausgestellt war.

Als sie bei den Vorposten anlangte, stellte sich ein preußischer Oberst dem General Bourbaki vor und sagte ihm, daß er ihn seit 24 Stunden erwarte und nun zu dem Prinzen Friedrich Carl führen wolle. Der höchst erstaunte General lehnte dies ab mit dem Bemerken, daß er keine Aufträge für den Prinzen habe, worauf Herr Régnier ihn mit der Bemerkung verließ, daß er sogleich wieder zu ihm zurückkehren würde und zwar versehen mit dem zum unterzeichnen fertig gemachten Friedensschlusse. Nun geleitete der preußische Oberst den General bis zur Grenze und versicherte ihm beim Abschiede, daß er ihn kenne und es sich allzeit zur Ehre rechnen würde, ihn begleitet zu haben.

General Bourbaki betrat Belgien, wo seine Frau sich aufhielt. Dort erst hörte er, in welcher revolutionären Lage Frankreich sich befand und machte sich nun klar, daß der Schritt, den er auf Befehl des Marschalls Bazaine ohne

besonderen Auftrag unternommen, eine ganz andere Tragweite hatte, als er vordem geglaubt. Trotzdem aber reiste er am 20. September nach England ab und kam in Chislehurst in dem Augenblicke an, als die Kaiserin ihr Frühstück einnahm.

Die Aufregung und Ueberraschung Ihrer Majestät war groß, als sie den General sah, dem die ersten miteinander gewechselten Worte klar machten, daß er getäuscht worden war, daß man ihn nicht erwartete, ihn nicht gerufen und ihm nichts zu sagen habe.

Er fragte sich vor Allem, weshalb man ihn von einer Armee entfernt habe, deren kritische Lage er am besten beurtheilen mußte, und in seiner Verzweiflung hatte er nur den einen Gedanken, nach Metz zurückzukehren, um sein Commando wieder aufzunehmen. Aber würde man ihn denn abermals die Blokade passiren lassen? Jedenfalls redete die Kaiserin ihm lebhaft zu, es zu versuchen, zu seinen Truppen zurückzukommen.

Durch die Vermittlung Lord Granvilles erlangte man einen Geleitschein von der preußischen Gesandtschaft in London und der General reiste nach Frankreich zurück. Aber schon an der Grenze erwartete ihn eine noch grausamere Enttäuschung, denn trotz seiner Versicherungen und trotz seines Geleitscheins verweigerte man ihm, die Vorposten zu passiren, und so sah er sich ohne Rettung von seinen Waffengefährten getrennt.

General Bourbaki reiste nun unverzüglich nach Paris ab, um sich der Regierung der Landesvertheidigung zur Verfügung zu stellen. Er erhielt auch den Befehl über die Ostarmee, welche er organisiren sollte.

Beim Waffenstillstand hatte Herr Jules Favre vergessen, ihn mit in denselben einschließen zu lassen, und der General sah sich den furchtbarsten Zufällen ausgesetzt, da er außer Stande war, einer ihn umzingelnden siegreichen Armee Stand zu halten, noch dazu mit unausgebildeten Truppen, welche in untergeordneter Flucht inmitten eines Schneesturmes die Grenzen überschritten. Zwei derartige, schnell aufeinander folgende Schicksalsschläge gingen über die Kräfte dieses braven Mannes, der sich das doppelte Verhängniß zuschrieb, sich von seinen Waffengefährten zu Metz getrennt zu haben, um nun mit seiner Armee aus dem Lande verdrängt zu werden. Er griff zur Pistole, um sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen — aber man rettete ihn. Die Spur dieser Wunde ist eine der herrlichsten Zeugen für einen unglücklichen Helden.

Die Tage, welche der Ankunft des Generals Bourbaki in England folgten, wurden für die Kaiserin zur unerträglichsten Pein.

Nach der ersten Ueberraschung, die das unerwartete Erscheinen des Generals Ihrer Majestät verursachte, suchte sie vor Allem dem Grunde dieser geheimnißvollen Reise auf die Spur zu kommen. Nur für das Interesse Frankreichs thätig, fragte sie sich, welcher Zusammenhang wohl zwischen diesem Schritte und dem Zustand der Armee von Metz bestehen könnte.

Ein Mann wie Bourbaki war über jeden Zweifel erhaben; war er aber nicht doch ein wenig irre gegangen, und hatte er nicht doch eine Schwäche gezeigt, als er sich in der Unruhe dieser unverständlichen Abreise ohne irgend welche Instructionen für seine Rolle als Unterhändler, dessen Vorgehen die ernstesten Folgen nach sich ziehen

konnte, auf den Weg machte? Hatte er nichts vergessen, nichts versäumt? Wie konnte man das wirkliche Ziel eines derartigen Auftrages ergründen?

Auf alle diese Fragen der Kaiserin antwortete der General unabänderlich: „Ich weiß nichts. Man hat mir keinen Auftrag an Eure Majestät gegeben, sondern nur angedeutet, daß mein Beistand für die Rettung der Armee unumgänglich nothwendig sei. Ich habe den Befehl erhalten, abzureisen und hier bin ich!"

Zugleich schilderte der General den Zustand, der um Metz unbeweglich liegenden Truppen, die durch die bedeutende Blokade zurückgehalten und durch Krankheit decimirt wurden, in den düstersten Farben.

Alle unternommenen Schritte mußten Verdacht erregen, trotzdem aber zögerte die Kaiserin in dem Wunsche, sich Licht zu verschaffen, nicht, überall um Aufklärung anzufragen. Tag und Nacht gequält von einer schmerzlichen Angst, fragte sie sich, ob denn nichts gethan werden konnte, um die Armee von Metz zu retten? Aber wie? Und die Zeit verstrich, ohne eine Aufklärung zu bringen.

Eines Tages fand die in das Cabinet der Kaiserin eintretende Herzogin von Mouchy die unglückliche Fürstin auf den Knieen liegend im heißesten Gebet.

„Mein Gott, mein Gott," hörte sie Ihre Majestät sagen, „gieb mir einen Fingerzeig, wie ich die Armee von Metz retten kann, und ich will als Laienschwester den Armen und Dir dienen und Dir mein ganzes Leben lang danken!"

Als ich die Kaiserin später wiedersah, beschrieb sie mir in erschütternden Worten diese Stunden der Todesangst.

Solange der Krieg währte, dachte die Kaiserin nur daran, die Vertheidigung zu unterstützen. Nächst den Kaisern von Rußland und Oesterreich und der Königin von England bat sie alle Fürsten Europas um eine für Frankreich günstige Vermittelung ohne Unterschied der Regierungsform, und überall erhielt sie die Antwort, daß Angesichts der Revolution und einer irregulären Regierung jede fremde Einmischung unmöglich sei.

Man kennt die Anstrengungen, welche Ihre Majestät zu Gunsten des Friedens unternahm. Daraufhin erhielt der französische Gesandte in London, Herr Tissot, den Auftrag, der Kaiserin Eugenie den ehrerbietigsten Dank der Regierung der Landesvertheidigung zu übermitteln, — ein Zwischenfall, der wohl eine der merkwürdigsten Thatsachen dieser bizarren und schmerzensreichen Epoche bleiben wird."

FINIS

Carette, A.

Erinnerungen aus den Tuilerien Aus dem Französischen frei übertragen von Eufemia von Adlersfeld, geb. Gräfin Ballestrem

Bd.: 2

Breslau 1890